

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **25 (2018)**

Heft 283

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur

Frauenlust

Bahnhofslust

Neue Musik

Alte Machos

Oldschool Punk

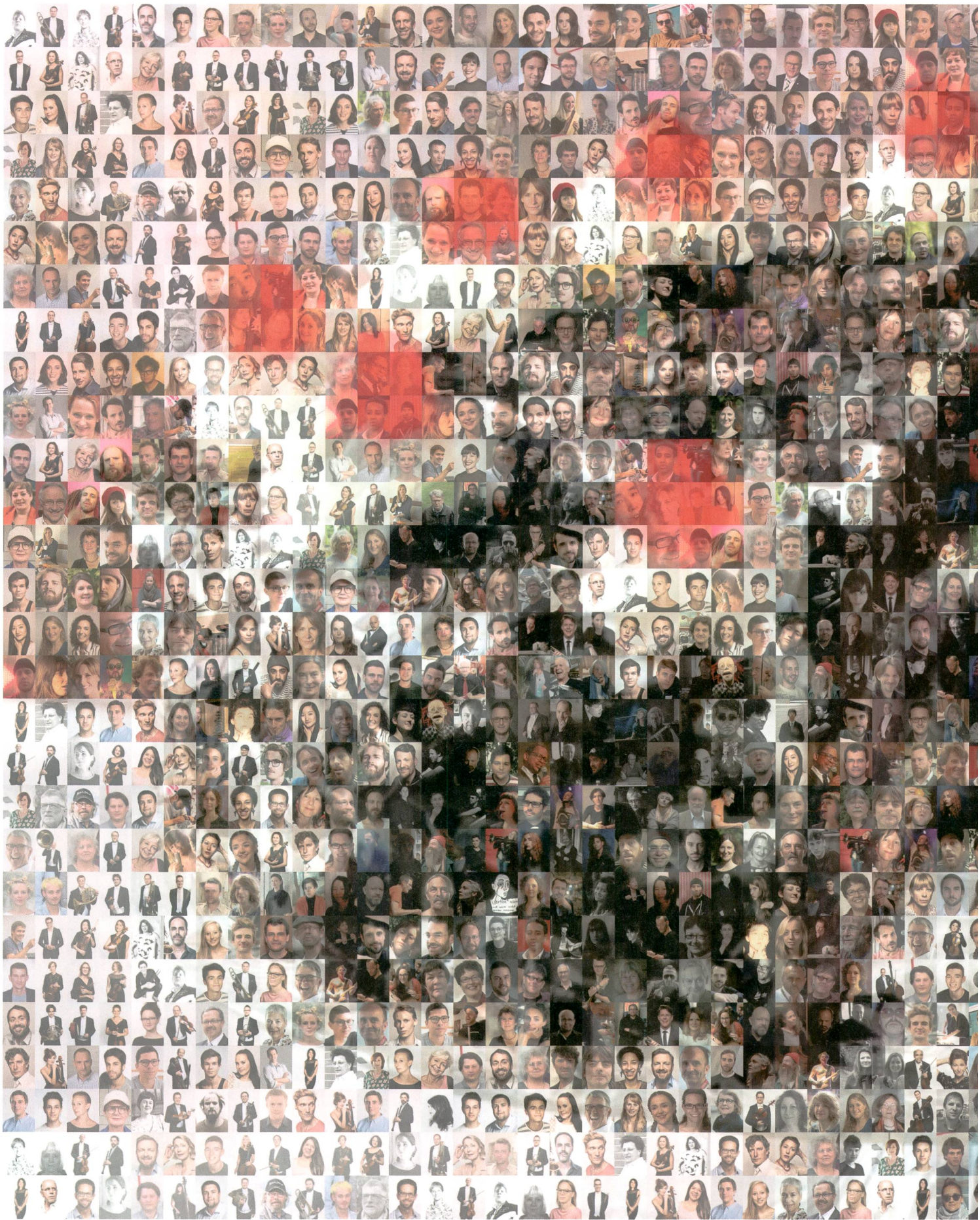
Kroatenkoffer

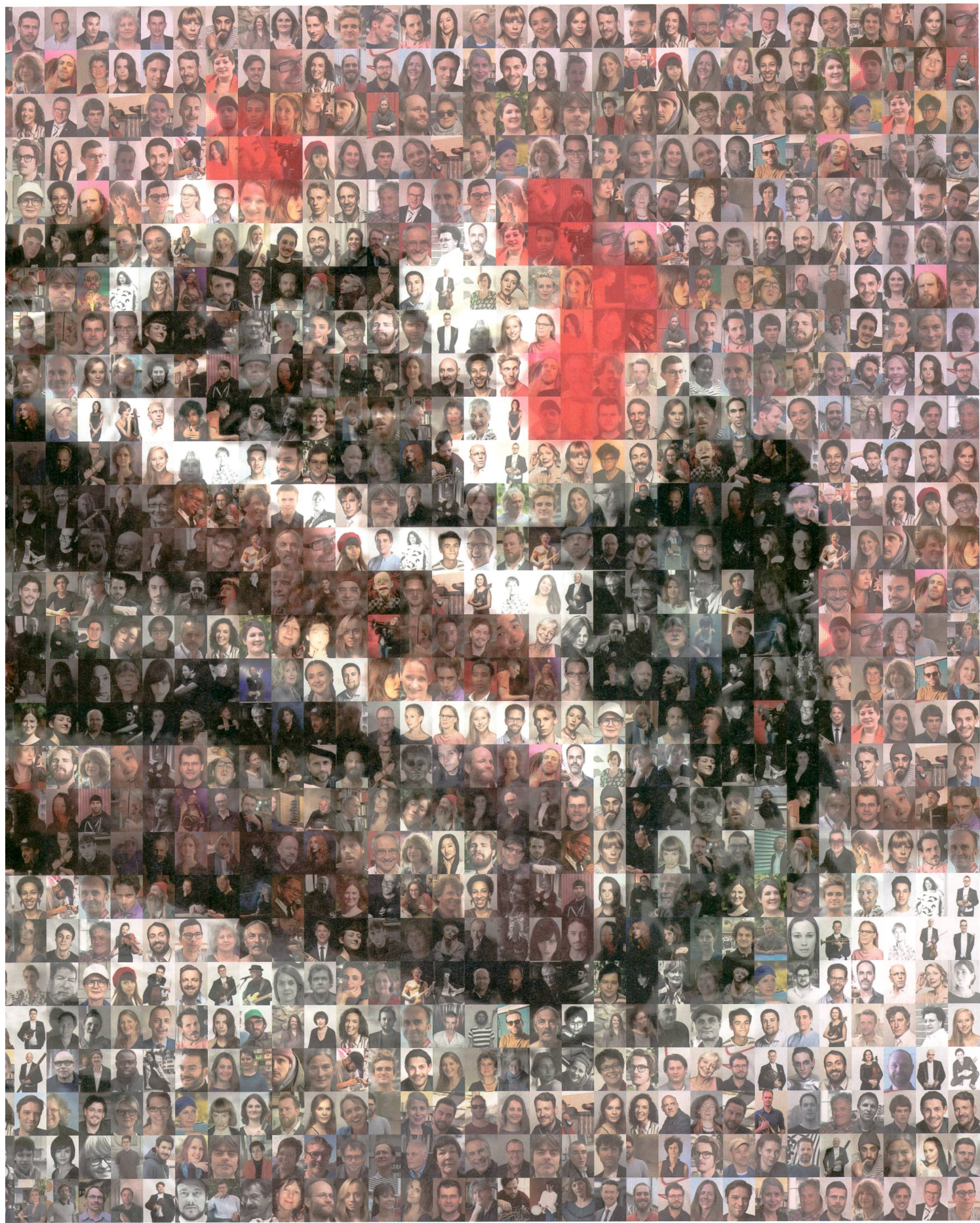
Kosmonautenjugend

Waldinstallation

Ernste Debatten

Rechte Welle





Der Kulturkuchen.

Ein schönes Wort, wenn man es so interpretiert, dass alle ein Stück davon abbekommen. Aber auch ein leicht despektierliches Wort, weil man dazugehören kann oder auch nicht. Meist wird es so verwendet. Und meistens entweder von Personen, die rein gar nichts mit dem Kulturkuchen zu tun haben oder aber von jenen, die darin aufgehen wie die Hefe im Teig und das auch wissen, aber mit ihrer Selbstironie kokettieren wollen.

Es gibt auch nicht den einen Kuchen. Die Stadt St.Gallen hat im August im Rahmen der Arbeit am neuen Kulturkonzept 500 Personen zum Forumsgespräch eingeladen. Etwa 160 sind der Aufforderung gefolgt und haben an diesem Abend im August den Kulturkuchen gebildet. Am 3. Dezember wird ein weiterer gebacken. Schaut man sich um in der Region, existieren noch viele weitere Kulturkuchen; im Toggenburg, im Rheintal, im Thurgau, am See und auf den Appenzeller Hügeln. Auch wir von Saiten stecken tief drin, manchmal, so heisst es, zu fest.

Aber wer gehört eigentlich hinein in einen solchen Kuchen, und gibt es ein Rezept? Sicher die Kulturtäterinnen und Kulturtäter; Musikerinnen, Fotografen, Bildende Künstlerinnen, Lyriker, Tänzerinnen, Regisseure, Schauspielerinnen, Filmemacher, Illustratoren, Dirigentinnen, Literaten und so weiter. Und die Veranstalter und anderweitigen Kultur-Ermöglicherinnen – Kuchen oder Kuchenform? Sind Kulturämter und -stiftungen, sind die privaten Geldgeber auch Teil des Kuchens, oder betreiben sie lediglich den Backofen? Die Zeichenlehrer und Dozentinnen an den Kunsthochschulen, die Verlagsmenschen, Buchhändlerinnen und Instrumentenbauer: Sind sie auch Teil des Rezepts? Und was ist mit all jenen, die zwar selber nicht Bass spielen oder Bilder malen, aber sich regelmässig an allen möglichen Kulturveranstaltungen herumtreiben?

Wir wissen es nicht und wollen uns auch nicht festlegen. Der Kulturkuchen ist ein Kontinuum. Auf dem Bild vorne sind Menschen aus der Musikszene, dem Theater, der Kunst, der Literatur- und Slamszene, aus dem Untergrund und dem Überbau, aus Chören, Blasmusiken, Museen und vielen anderen Kuchenteilen vertreten. Eine aus vielen Quellen geschöpfte, aber auch willkürliche Auswahl. Nicht abschliessend. Nicht wertend. Nicht auf die Stadt St.Gallen beschränkt. Nicht ganz so ernst gemeint. Falls sich also jemand auf dem Bild vermisst – oder umgekehrt: fehlplaziert vorkommt: pardon! Freuen wir uns, dass der Kuchen so gross und in Wirklichkeit noch viel grösser ist. (co)

Die gefährliche Befreiung der Lust

Der Dokumentarfilm *#Female Pleasure* der Winterthurer Regisseurin Barbara Miller porträtiert fünf Frauen, die für die Befreiung der weiblichen Sexualität kämpfen.

Text: Julia Kubik



Die Künstlerin Rokudenashiko im Kajak, dessen Konstruktion ein 3D-Print ihrer Genitalien zugrunde liegt.

Deborah Feldman lebte in der ultraorthodoxen jüdischen Glaubensgemeinschaft der Satmarer und trat mit 25 aus. Zu ihrer Familie und der erweiterten Religionsgemeinschaft hat sie heute keinen Kontakt mehr; nach eigenem Bekunden gilt sie dort als Verräterin, die es verdiene, verstossen und für tot erklärt zu werden.

Die Somalierin Leyla Hussein kämpft gegen rituelle Genitalverstümmelungen, die sie selbst als Kind erlitt. Rund 200 Millionen Frauen sind laut Schätzungen der Unicef weltweit davon betroffen. Die Folgen davon sind nebst allem psychischen Leid und Vertrauensverlust lebenslange und oft lebensgefährliche Verletzungen und eine massive Einschränkung des sexuellen Empfindens.

Rokudenashiko ist eine Künstlerin aus Japan, die sich mit ihren Arbeiten gegen das Ungleichgewicht des öffentlichen Umgangs mit männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen sowie die Tabuisierung der weiblichen Lust wehrt. Während der Penis in Statuen und grossen Zeremonien verehrt und ausgestellt wird, gilt die Vagina als absolutes Tabu. Aufgrund ihrer Werke und Performances wurde sie mehrfach verhaftet und angeklagt.

Die Inderin Vithika Yadav hat die Plattform «Love Matters» gegründet, mit der Aufklärung betrieben und auf weibliche Bedürfnisse hingewiesen wird. Im Land des Kamasutra sei die weibliche Sexualität tabu und die männlichen Bedürfnisse immer zentral – ein grosser Widerspruch. Yadav ist die Erste in ihrer Familie, die sich ihren Ehemann selbst ausgesucht hat.

Doris Wagner spricht über ihre Zeit als Ordensschwester in einem römischen Kloster, wo sie regelmässig von einem Priester missbraucht wurde. Eine Anzeige und Briefe an Papst Franziskus blieben erfolglos, ihr wurde entweder in Standardbriefen geantwortet oder gesagt, sie selbst sei schuld daran, was passiert sei. Mittlerweile ist sie aus der Gemeinschaft ausgetreten und erzählt von dem Wert der Freiheit, den das «normale» neue Leben ihr bietet.

Jede dieser Geschichten steht in Zusammenhang mit einer der fünf grossen Weltreligionen und den damit verknüpften kultivierten Unterdrückungsmechanismen. Visuell wie sprachlich entwickelt der Film einen Sog. Die Doppelmoral, die Ungerechtigkeiten, das sinnlose Leiden: All das wird beim Zuschauen deutlich, egal ob man es eher rational oder emotional angeht.

Nackte, subtil eingeeölte Männer

Zu Beginn wird Werbung gezeigt, in der Frauen in unterdrückten Haltungen halb oder komplett nackt vor Männern posieren. In diesen Bildern steckt viel Gewalt und die unumstössliche Vorstellung darüber, wie die Ordnung der Geschlechter zu sein hat. Ein ganz krummer und trauriger «lose-lose»-Effekt, der in etwa aussagt: «Als Frau musst du geil aussehen, um wahrgenommen zu

werden, um Liebe, Anerkennung und Geld zu kriegen.» Es wäre interessant gewesen, über diesen Aspekt des Problems, der mehr mit Geld und Marketing zu tun hat als mit alten Religionen, mehr zu erfahren. Es bleibt aber bei den Bildern, von ziemlich pathetischer Musik unterlegt.

Ebenfalls schade ist, dass es im Film nie wirklich um Lust im positiven Sinn geht. Sie wird zwar immer wieder genannt, sie soll genauso stattfinden dürfen wie die männliche Lust. Aber konkrete Fantasien, Wünsche, Vorstellungen davon, was gute, gelebte weibliche Lust alles sein kann, bleiben aus. Vielleicht ist das auch Thema für einen Anschlussfilm und wäre hier zu viel gewesen. Trotzdem: Wenn sie endlich und global ihren öffentlichen Platz einnehmen soll, gleichwertig präsent wie die altbekannten Bilder, die Männer für sich inszenieren, dann muss sie sichtbar werden. Wobei man es sich aber auch nicht so leicht machen darf, die Dinge bloss umzukehren oder auf rein Körperliches zu reduzieren. Es braucht andere Bilder als nackte, subtil eingeeölte Männer, die vor mächtigen Businessfrauen knien. Machtmissbrauch, in welche Richtung auch immer, ist sowieso falsch. Ein Spiel der Macht, ob beim Sex oder sonstwo, bei dem alle Beteiligten nach den gleichen Regeln spielen, wäre hingegen ein erster guter Schritt.

Bis es solche Filme nicht mehr braucht

Das macht die Debatte, egal ob nach #Metoo oder #Female Pleasure, oft so schwierig und kompliziert. Es gibt nicht «die Frauen» und «die Männer», die alle genau so sind und genau das wollen. Es gibt einen Haufen Menschen, und parallel dazu gibt es strukturelle Gewalt. Wenn Frauen strukturell benachteiligt werden, muss sich das ändern. Wenn eine Frau Lust hat, beim Sex unter Umständen in irgendeiner Form dominiert zu werden, muss sie sich dafür aber nicht schämen oder sich als schlechte Feministin fühlen, denn die beiden Dinge haben nichts miteinander zu tun.

Es sollen keine neuen Regelwerke aufgeföhren werden, wie Männer oder Frauen sich zu verhalten haben. Es soll möglich werden, sich als Mensch, egal mit welchem Geschlecht man geboren wurde, frei zu fühlen, seine Lust zu entdecken und seinen Gegenübern diese Freiheit ebenfalls zu gewöhren. Ich als Frau will leben, ohne die Passage «ich als Frau» ständig mitdenken zu müssen. Und ich will mit Männern zu tun haben, die sich nicht gezwungen fühlen, alles immer «als Mann» zu tun. Fixierte Rollenbilder sind langweilig, anstrengend und führen zu unnötigem Leid. Bis das selbstverständlich ist, braucht es Filme wie #Female Pleasure.

Den ganzen Dezember im Kinok St.Gallen zu sehen

kinok.ch

Die Logik der Stadt hinter den Gleisen

Ein neues Buch thematisiert die Bahnhofsquartiere in verschiedenen Schweizer Städten. Angefangen hat alles in St.Gallen.

Text: Corinne Riedener, Bild: Sebastian Stadler



Der St.Galler Bahnhof mit dem Fachhochschulturm im Hintergrund.

Das Buch *Hinter den Gleisen – Die Entwicklung der Bahnhofsquartiere in Schweizer Städten* fand seinen Anfang am St.Galler «Tisch hinter den Gleisen» (Saiten hat online darüber berichtet). Die Ende 2014 gegründete Plattform lud die städtische Bevölkerung dazu ein, sich mit der Entwicklung des Gebiets Bahnhof Nord zu befassen. Den Anstoss dazu gab «die Feststellung, dass sich Dinge um uns verändern», schreiben die Herausgeber Niklaus Reichle und Katharina Graf im Vorwort – «Dinge, die viele betreffen, auf die jedoch nur wenige Einfluss nehmen können.» Ihr Buch sei eine «Einladung, Veränderungen in der eigenen Umgebung nicht einfach als gegeben hinzunehmen, sondern sich bewusst mit ihnen auseinanderzusetzen – und dabei verschiedene Perspektiven einzunehmen».

Das 324-seitige Buch ist eine Art Tour de Suisse ohne Wallis und Tessin: Beginnend mit dem Kapitel «Abfahrt» führt die Reise durch acht Städte mit drei essayistischen Zwischenhalten Richtung «Ankunft». Diese mündet in ein Plädoyer «für eine demokratische Stadtentwicklung, welche die Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner ins Zentrum stellt, jenseits von nostalgischem Verhindern und überdimensionierten Grossprojekten». Der Weg dahin ist gespickt mit Legenden und Karten, mit Filmbezügen, Literatur- oder Musiktips (u. a. Dachs und Stahlberger) und zahlreichen Quellenangaben – und ist fotografisch wunderbar illustriert mit Sebastian Stadlers «Fensterblicken».

Was aber haben die Bahnhofsquartiere in vielen Schweizer Städten gemeinsam? «Zentrale Quartiere hinter den Gleisen wurden lange fast ausschliesslich negativ wahrgenommen», schreibt Niklaus Reichle im Kapitel «Ankunft». «Interessierten sich bis in die 2000er vor allem Kreative, Geringverdienende oder die SBB im Zusammenhang mit Güterverkehr und Bahnbetrieb für sie, so gelten sie heute weitem als attraktive Gebiete mit Entwicklungspotenzial.» Sie seien in den Brennpunkt der öffentlichen Wahrnehmung und damit auch verschiedener Interessen gerückt. «Ehemalige Industrieareale und ausgediente Eisenbahninfrastrukturen in Hinterbahnhofsquartieren gehören vielerorts zu den letzten innerstädtischen Räumen, die noch grossflächig umgenutzt werden können. Entsprechend steigt seit der Jahrtausendwende die Zahl der Bauvorhaben im Gleichschritt mit den Bodenpreisen. Im Fokus stehen dabei primär Raumausnutzung und Renditeorientierung.»

Ob Luzern, Bern, Chur, Winterthur, Zürich, Genf, Basel oder St.Gallen: Die Krämpfe und Potenziale ähneln sich überall. In Zürich versucht man es mit der «Cashcow Europaallee», in Chur entsteht «ein Stück neue Stadt», in Basel eine «kleine Stadt hinter den Gleisen» – und in St.Gallen erinnert die Entwicklung des Gebiets Bahnhof Nord zunehmend an Michael Endes *Unendliche Geschichte*, nur dass es in diesem Fall weit mehr als einen neuen Namen braucht, um das Quartier vor dem Nichts zu retten.

Hinter den Gleisen prallen Ansprüche zusammen

Das Kapitel über die hintere Bahnhofsentwicklung in St.Gallen stammt von Mitherausgeberin Katharina Graf. Sie will aufzeigen, welche Ansprüche direkt oder indirekt Betroffene haben, mit welchen Denklagen sie auf Veränderungen blicken und wie mit diesen unterschiedlichen Interessen sinnvoll umgegangen werden könnte. Diese Strategien sollen sich, so die Kulturwissenschaftlerin, «nicht bloss auf St.Gallen, sondern auf Stadtentwicklungsprozesse im Allgemeinen anwenden lassen».

Als Werkzeug zieht sie das eigentlich auf die Betriebswirtschaft gemünzte Konzept des «multirationalen Managements»

bei. Es soll Managern helfen, sich mit den unterschiedlichsten Anspruchsgruppen und deren Realitäten, also ihren jeweiligen Arten des Sprechens und Handelns, auseinanderzusetzen. «Was in der Unternehmung die Managerinnen und Manager sind, sind in der Stadtentwicklung die Eigentümer und die Vertreter der Stadtverwaltung», begründet Graf und stellt zwei beziehungsweise vier Leitfragen zum Bahnhof Nord: Welche Rationalitäten treffen in Entwicklungsprozessen rund um das Quartier aufeinander, und wie lassen sich diese benennen? Wie spielen die identifizierten Rationalitäten zusammen, und wie kann mit ihnen umgegangen werden?

In der Folge zitiert sie aus einer Umfrage, die vor dem Partizipationsprozess am Bahnhof Nord durchgeführt wurde. Unter anderem kommen ein Parlamentarier und Kulturvermittler, ein Mitglied des Stadtrats, eine Stadtplanerin, ein Angestellter der SBB-Immobilien, ein früherer Bewohner, ein Aktivist sowie Personen aus den städtischen und kantonalen Bauämtern zu Wort. Ihre Voten machen deutlich: Die eine Seite strebt vor allem nach wirtschaftlicher Verdichtung, während sich die andere «Gerechtigkeit im Sinne einer Berücksichtigung der Meinung von unten» wünscht. Nur in einem sind sich die verschiedenen Akteure einig: Das Gebiet hinter den Bahnhof soll «urban sein», vielfältig und belebt.

Aus den gesammelten Aussagen leitet Graf vier Rationalitäten ab: eine liberal-planerische, eine soziokulturelle, eine ökonomische und eine ästhetisch-technische. In Politik und Verwaltung herrsche die liberal-planerische Rationalität vor. Diese scheine besonders dann aufzutreten, schreibt Graf, «wenn Menschen innerhalb eines Projekts – zumeist beruflich – bestimmte Regeln und Rechtsgrundlagen berücksichtigen müssen», «Sie zeigte sich bei denjenigen Akteuren deutlich, die in ihrem Handeln die Freiheit der Eigentümer ins Zentrum stellen und nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten handeln.» Zur soziokulturellen Rationalität zählt Graf Aussagen und Ansichten, die die Menschen, das Leben und die Kultur ins Zentrum stellen. Fallen Begriffe wie «Effizienz» und «Rendite», herrsche die ökonomische Rationalität vor, sprich Fragen der wirtschaftlichen Relevanz. In der ästhetisch-technischen Rationalität schliesslich werde der Raum als Werk verstanden, die Anordnung und Gestaltung von Strassen, Bauten und Objekten im Allgemeinen stehe im Zentrum.

Zum Beispiel das Klubhaus

Was geschieht, wenn diese verschiedenen Denk- und Sprechlogiken aufeinandertreffen? Graf macht diesen «Clash der Rationalitäten» anhand der Diskussion um das Spanische Klubhaus sichtbar: Als die Stadt das Haus Anfang 2013 aus dem Schutzinventar entliess, geriet der Boden ins Visier von Investoren. Im Sommer 2014 war der Abriss quasi beschlossene Sache, es regte sich Widerstand von diversen Seiten. Der Heimatschutz veranstaltete daraufhin eine Podiumsdiskussion, aufgrund der öffentlichen Kritik verzichteten zwei Architekturbüros auf ihre Teilnahme am geplanten Wettbewerb, und wenig später wurde der «Tisch hinter den Gleisen» ins Leben gerufen. Im März 2015 wurde schliesslich bekannt, dass die Stadt das Spanische Klubhaus und die benachbarte Wohnliegenschaft gekauft hat. Nun sollte in einem dreiteiligen Partizipationsprozess das weitere Vorgehen erarbeitet werden.

Zu Beginn dominierte also die ökonomische Rationalität, die mit dem Protest gegen den Abriss des Klubhauses auf die soziokulturelle prallte. Als die Bevölkerung miteinbezogen wurde, hatte das auch Einfluss auf die ästhetisch-technische Rationalität, denn die gestalterische Freiheit der Architekten wurde eingeschränkt, und auch «für Akteure mit einer tendenziell liberal-planerischen Rationalität war der Einbezug der Bevölkerung schwierig», schreibt Graf. Der Rückblick auf die Prozesse, die in den letzten Jahren rund um das Spanische Klubhaus abliefen, zeige also auf, «wie Rationalitäten wirksam werden können und wie sie sich gegenseitig berühren.»

Im letzten Teil ihres Beitrags skizziert Graf drei mögliche Strategien, wie das «bewusste Erkennen der Rationalität» produktiv genutzt werden könnte in Stadtentwicklungsprozessen. Gemäss dem multirationalen Modell gehöre das Zusammenknüpfen verschiedener Rationalitäten zu den zentralen Aufgaben des Managements. Das bedeute aber nicht die «Übernahme einer Rationalität

durch die anderen, sondern vielmehr die Beibehaltung der Differenz bei gleichzeitigem Willen zu einer Konsenssuche», schreibt sie. Ein erster Ansatzpunkt sei daher der Aufbau von Plattformen, um die Rationalitäten sichtbar zu machen und eine Diskussion anzuregen. Damit sei aber kein partizipativer Prozess gemeint, wo am Ende doch die Vertreter der Stadt hinter verschlossenen Türen die Entscheidungen treffen, sondern eine Art homogener «Ausschuss» mit Fachleuten aus allen möglichen Bereichen, so auch «Smart-City-Experten, Programmiererinnen, Künstlern oder Geografinnen», je nach Projekt.

Als zweite Strategie schlägt Graf die aktive Suche nach möglichen Synthesen vor, nach Schnitt- und Verbindungspunkten. Der Parkplatz am Bahnhof Nord zum Beispiel: «Wie können innerhalb des offiziellen Richtplans wirtschaftliche, ästhetische und soziokulturelle Ansprüche berücksichtigt werden?», fragt Graf und gibt zu bedenken, dass dabei unbedingt alle Akteure ihre Ansprüche deutlich machen müssten.

Die dritte und letzte Strategie verknüpft die ersten beiden Ansätze. Graf plädiert dafür, die einzelnen Rationalitäten nicht nur zu akzeptieren und mit ihnen umzugehen, sondern aktiv neue, übergeordnete Rationalitäten zu suchen, «die das Denken mehrerer oder gar aller Beteiligten auf ähnliche Weise anleiten». Bei der Befragung zum Bahnhof Nord sei beispielsweise die Annäherung aller Akteure bei Fragen zu ihrem Urbanitätsbild aufgefallen. Alle hätten in den Gesprächen vergleichbare «urbane Elemente» genannt, etwa Durchmischung, Spontaneität und Lebendigkeit. «Man könnte also überlegen, ob sich im Entwicklungsprozess Bahnhof Nord nebst oder aus den vier Rationalitäten eine neue, urbane Rationalität noch stärker entfalten könnte», schliesst sie. «Sie wäre eine Rationalität, mit welcher bei Prozessen der Raumkonstitution Fragen nach einer angemessenen Durchmischung von privaten und öffentlichen Räumen ins Zentrum gestellt würden.»

«Hemmungslose Rechteckigkeit»

Das St.Galler Kapitel liest sich möglicherweise etwas akademisch, so auch ein paar andere, trotzdem ist *Hinter den Gleisen* alles in allem ein recht süffiges Fachbuch. Es zeigt verblüffende Parallelen auf, ist reich an historischen Bezügen, konstruktiven Ansätzen und gesellschaftskritischen Überlegungen zu Diversität, Konsum- oder Gentrifizierungslogiken. Nicht zuletzt wird es aufgelockert durch die drei Essays eines «beruflichen Bewohners», eines Stadtbewohners und eines Berufspendlers.

Man kommt nicht umhin, ein bisschen zu schmunzeln, wenn zum Beispiel Christoph Maeder von der «hemmungslosen Rechteckigkeit der Verhältnisse» und von der «visualisierten Amnesie» in der Europaallee schreibt. Sein Fazit ist allerdings weniger zum Lachen: «Wenn die Europaallee ein Modell für den Städtebau in der Schweiz oder gar für Europa wäre, dann müsste man in ein Lied des französischkatalanischen Musikers Manu Chao einstimmen, das den Titel «In nita tristeza» (Unendliche Traurigkeit) trägt und darauf hoffen, dass der Titel des Albums «Proxima Estacion Esperanza» (Nächste Station: Hoffnung) programmatisch noch gilt.»

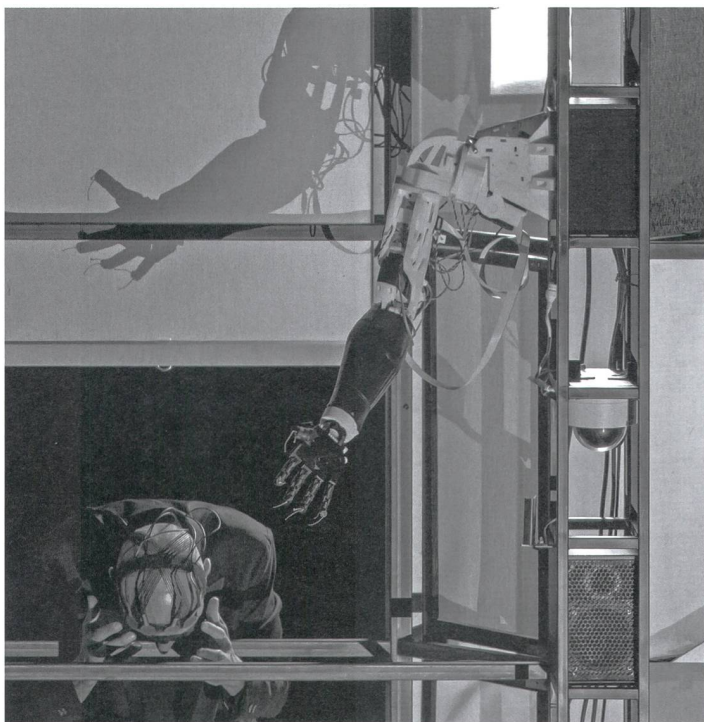
Kaspar Surber schreibt in seinem Pendler-Beitrag, dass ihm die Fahrt von St.Gallen nach Zürich für drei Zeitungen reiche, «Tagblatt», «Tages-Anzeiger» und NZZ. «Dass es sich so gut liest im Zug, hat bestimmt etwas mit dem Takt zu tun», so die These. «So wie der Sekundenzeiger von Hilfiker pünktlich die Züge losschickt, so gibt er auch den Rhythmus für das Umschlagen der Zeitungsseiten vor.» Statt Zeitungen könnte man auf der nächsten Zugfahrt ja einmal *Hinter den Gleisen* durchblättern. Der Blick über den Fensterrand dürfte dadurch geschärft werden.

Katharina Graf, Niklaus Reichle (Hrsg.): *Hinter den Gleisen - Die Entwicklung der Bahnhofsquartiere in Schweizer Städten*. Seismo Verlag, Zürich 2018, Fr. 46.90. Erscheint am 4. Dezember

Lernen von Donaueschingen

Alljährlich im Herbst trifft sich die Avantgarde der Neuen Musik in der Stadt an der Donau. Der St.Galler Komponist Charles Uzor war dort – und schlägt den Bogen zur Ostschweiz.

Text: Charles Uzor



Georges Aperghis' «Theater der Verirrungen der Robotik» (links) und eine Szene aus dem Schlusskonzert. (Bilder: pd)

Adornos Essay zum *Altern der Neuen Musik* liest sich ungemütlich. Spricht der Philosoph nun für oder gegen die Neue Musik? Wie mit einem Skalpell sezirt er die Avantgarde und verschont weder ihre Vorreiter, deren Galopp die Vorhersehbarkeit serieller Müdigkeit nicht verbergen kann, noch das Aufwärmen abgeschlossener Ismen. Das war 1955.

Donaueschingen 2018. Jeden Herbst ereignet sich hier Neueste Musik. Heuer ist eine Erschöpfung spürbar, gepaart mit dem Rausch technischer Möglichkeiten der Klangerzeugung. Am zwanghaften Anspruch, immerzu Neues zu erfinden, kann die Erschöpfung nicht liegen. Vielleicht kommt sie von Björn Gottsteins leichter Verzagtheit, der das Festival seit dem plötzlichen Tod Armin Köhlers leitet, des rabauzigen Machers, der weniger über Konzepte grübelte als einfach loslegte, sie umsetzte, manchmal genial.

Vielleicht fehlt in der jüngsten Ausgabe des Festivals ein gutes Motto, oder es sind zu viele: «Alte Instrumente», «Medien, Mensch und Maschine», «Manipulation und Gewalt» etc. – keines will so richtig ansprechen. Ein einzelnes Motto stünde für sich selbst, wie ein Signal, eine Hupe. Oder denkt Gottstein einfach zu differenziert, zu sehr in abstrakten Bahnen? Hat er den Mut, das Orchester, dieses Konzept der repräsentativen Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts, aufzubrechen? Welche Stücke seiner Wahl vermögen eigene Wege zu gehen und das Erlebnis der Uraufführung zu verlängern. Wo fliegt der Bumerang?

Eine Stadt in musikalischer Erregung

Zurück in St.Gallen, in unserer Stadt. Sie ist fast viermal so gross wie Donaueschingen. Über Neue Musik spricht man hier nicht. Wir haben zwar den Zyklus *Contrapunkt*, der mehr oder weniger beherzt seine Programme macht, aber nicht viele wollen in ein Konzert mit Neuer Musik.

Gut, wir sind eine Krämerstadt – aber auch Donaueschingen ist eine. Gut, wir haben eine andere Geschichte. Wir haben keinen SWR, keinen Hans Rosbaud, den Gründer der Musiktage in den 50er-Jahren, keinen Strawinsky. Wir haben die HSG. Wir sind Stickerei und Jugendstil. Und Notker? Und das Kloster, die Wiege der europäischen Notenschrift?

Das Geld liegt hier auf der Strasse, aber für Neue Musik ist St.Gallen (trotz netter städtischer Unterstützung) ein hartes Pflaster. Für Neue Musik gibts jährlich ein knappes Dutzend Konzerte mit knapp 100 Besucherinnen und Besuchern. Donaueschingen feiert einmal im Jahr ein Festival. Dann sind die Säle prallvoll mit Enthusiasten für das, was an neuen Klängen geschmie-det wird. Alles platzt aus den Nähten, die Restaurants, die Herbergen, die öffentlichen Verkehrsmittel. Kommune Bürger sind in Erregung vor lauter Neuer Musik, ereifern sich, kommen wieder, jedes Jahr. Man macht die verschiedensten Bekanntschaften, das greise Ärztpaar aus Heidelberg, der Kölner Landwirt, der griechische Informatiker aus Kipseli, man setzt sich an einen Tisch.

80 Prozent des Gehörten ist provokativ, mitunter gar abs-tossend. Aber gespielt wird es hervorragend, in Aufführungen, die das Herz höherschlagen lassen, mit Komponisten und Kompo-nistinnen, die bejubelt oder ausgebuht werden. Man fühlt sich in einem Diskurs, man bleibt in Bewegung. Danach ruht das Donau-Städtchen wieder in bequemer Schwarzwaldlage.

Dieses Jahr zählte man in den drei Tagen rund 10'000 Besu-cher an 22 Uraufführungen. Das Besondere ist die Generationen-Durchmischung. Viele Rentner kommen, die einfach neugierig auf neue Klänge sind, aber auch sehr viele Junge, Studierende und professionelle Musikerinnen. Die Stadt bietet Donauquellen, Parks und Brachen, die von den Klanginstallationen aufgesogen werden. Das nennt sich «Klangkunst», die, zusammen mit Konzerten in ungewohnten und teils zweckentfremdeten Räumen, eine wohltu-ende Frische atmet. Sie weiten das Sensorium und regen die

persönliche Reflexion an. Was ist Musik, was ist Naturton, was ist Gemachtes, was ist Gefundenes?

Klangpoesie und Flüchtlingspolitik

Im Eröffnungskonzert (IRCAM, SWR Vokalensemble, SWR Sinfonieorchester, Leitung Pascal Rophé) beeindruckt Malin Bång mit dem Orchesterstück *splinters of ebullient rebellion*. Das Werk strahlt eine für Neue Musik aussergewöhnliche Leichtigkeit aus. Mit herkömmlichen orchestralen Mitteln evoziert die schwedische Komponistin Anklänge an Wasser, Wind und Metalle und generiert mit den geräuschhaften Klangmassen einen zunehmend poetischen Duktus (der allerdings die direkte Symbolik wie das Tippen der Schreibmaschine als Ausdruck der freien Meinungsäusserung nicht bräuchte). Wenn die Instrumentalistinnen zu singen beginnen und ihre Instrumente perkussiv traktieren, entsteht tatsächlich ein freier Ausdruck.

Weniger begeistert bin ich von Ivan Fedeles *Air on Air* für verstärktes Bassetthorn und Orchester, das wie ein nachgelassenes Werk Luciano Berios klingt. Im voraussehbaren Jargon solcher Stücke zeigt sich die Erschöpfung der Neuen Musik. Dem Werk fehlt der Blick nach vorne.

Isabel Mundrys *Mouhanad*, eine Nacherzählung des Lebens eines syrischen Flüchtlings, wirkt hingegen peinlich. Trotz Glanzleistung des SWR Vokalensembles wollen die a cappella gesungenen, in zarten Farben changierenden Tritonus-Akkorde für diese Situation einfach nicht überzeugen.

Noch schwächer fällt Mundrys *Hey! – Transformationen eines Augenblicks* aus, ein weiteres «Migrationsstück». So nachvollziehbar das Bedürfnis ist, eine Brücke zur Flüchtlingssituation zu schlagen und verstehen zu wollen, so verkehrt muten die künstlerischen Mittel hierzu an. Das Stück illustriert den Amoklauf eines 18-jährigen deutsch-iranischen Schülers, der im Sommer 2016 in München neun Menschen mit Migrationshintergrund tötete und danach auf das Dach eines Parkhauses floh, wo er sich ein Streitgespräch mit einem Anwohner lieferte. Scheinbar unmotiviert schlingert das Stück zwischen Reportage, Brecht'schem Sprechtheater und Agit-Prop. Gerade der Versuch der Aktualisierung und die Überwältigung des Hörers mit dem Gebrüll faschistischer Versatzstücke entlarvt den betulichen Gestus. Die «Story» wirkt künstlich und der Protagonist ein bisschen instrumentalisiert.

Stehende Klänge, musikalische Roboter

Gesteigerte Welthaftigkeit offeriert der georgische Komponist Koka Nikoladze. In seinem Orchesterwerk *21.10.18* verfolgt er vielleicht eine Demokratisierung des Orchesters, indem er die Musikerinnen und Musiker mit interaktiven Notenpulten und kleinen Synthesizern ausstattet. Kein Dirigent soll sie steuern. Das Stück besteht in weiten Passagen aus Drone-Klängen und steigert sich, dank dem hervorragend aufgestellten Klangforum, in eine ekstatische Improvisation à la Freejazz. Allerdings endet die Freiheit beim Komponisten, der wie ein DJ das Geschehen auf der Bühne überwacht. Spätestens jetzt sehnt man sich nach dem echten Freejazz.

Dem gegenüber klingt Klaus Langs *Parthenon* (Cikada Ensemble, Ltg. Christian Eggen) wie eine Wohltat an authentischem Ausdruck. Diese seelenhafte Musik scheut sich nicht, die stehenden Klänge auszuhalten, ohne irgendwo hin zu wollen. Lang lässt die Musik fliessen und schafft eine Klangschärfe ohne den Tönen Gewalt anzutun – eine Musik, die mit ihrer ausgehörten Diatonik an Ligeti erinnert und doch authentisch wirkt. Die letzten Minuten des Werks mit den Glockenklängen gehen unter die Haut.

Ein ganzer Abend ist dem Franzosen-Griechen Georges Aperghis, dem Ionesco-haften Übervater des musikalischen absurden Theaters, gewidmet. Sein «Theater der Verirrungen der Robotik» gefällt sich in der sarkastischen Demonstration einer verkrümelten-virtuellen Welt der Bots. Die Botschaft ist lapidar: «Indem wir unsere Funktionen einem Roboter anvertrauen, müssen wir berechnen, was wir aufgeben – was nicht mehr zu uns gehört». So wenig es Aperghis zu kümmern scheint, was aus diesem Befund folgen könnte, so gekonnt ist die Inszenierung. Ziemlich

unheimlich ist die Verbindung zwischen dem organischen Menschenwesen und seinen prothesenhaften Roboter-Verlängerungen (Arme, Hirn, Herz, Kopf).

Begierig jedem Körnchen Ton lauschend

Im Schlusskonzert findet eine Sensation der Schweizer Musikgeschichte statt, die aber das Publikum streckenweise ratlos lässt. Das 1965 komponierte und jetzt zum ersten Mal aufgeführte *Stück für grosses Orchester und Klavier vierhändig* des Solothurner Hermann Meier wirkt aus der Mode gekommen und gleichzeitig revolutionär. Faszinierend, mit welcher Kraft Meier die Idee der monochromen Klangflächen umsetzt und wie er, gerade in der radikalen Reduktion, das Klangerlebnis steigert, eine Reduktion, die an Bilder Mondrians erinnert. Der Ingrim des Werks, seine Verweigerung eines direkten Narrativs erschweren seine Rezeption trotz hervorragender Interpretation (SWR Sinfonieorchester, Lars Jönsson und Klaus Steffes-Holländer am Klavier, Leitung Peter Rundel). So erstaunt es nicht, dass Meiers Stück bis jetzt weder in der Schweiz noch in Deutschland aufgeführt wurde. Mit seinem rohen Ton, den verschiedenen, gleichzeitig ablaufenden Zeitschichten und den clusterhaften Klangmassen ist es seiner Zeit voraus.

Benedict Mason setzt mit *Ricochet* den Schlusspunkt des Festivals. Wie der britische Komponist Publikum und Orchester – und irgendwie auch sich selbst – vorführt, ist wunderbar anzuhören. Das Werk scheint geradezu eine Verweigerung von Musik, dies aber nicht in Lachenmann-Manier, sondern mit Humor. Vom Orchester sieht man zuerst nur vier Harfen und neun Kontrabässe, ihre Tonfetzen werden von einem Schattenorchester verstärkt, dann von Musikerinnen, die im Saal verstreut sind. Mal wandert der Klang, mal der Mensch, mal beide. Wie dysfunktional schleichen sich in den melodischen Gesten Brocken von Musik ein, Zuckungen, verquere Trällermelodien. Eine bruchstückhafte, selbstreferenzielle «Musik», die ihre Spannung im Nicht-Stattfinden aufbaut. Manchmal umschmeichelt sie den Hörer, stösst ihn vor den Kopf oder entlässt ihn in ein Labyrinth der Erwartungen. So frei habe ich mich selten in einem Konzert gefühlt – so frei wegzuhören, und trotzdem begierig jedem Körnchen Ton lauschend.

Fazit: Ein Festivaljahr, das sich durch leichte künstlerische Erschöpfung auszeichnet, in dem aber die Lebendigkeit des Orts und die Fülle hervorragender Interpretationen (darunter drei, vier starke Werke) die Reise nach Donaueschingen wert macht.

Was könnte St. Gallen von Donaueschingen lernen?

Vielleicht, dass man sich als Stadt mal zur Neuen Musik hinwenden könnte, als Versuch und mit einem schlaun Konzept?

Dass man Konzerte bündeln könnte zu einem Festival Neuer Musik, das so mit grösseren Mitteln ausgestattet wäre und sich über die Region hinaus öffnete. Und dass zu diesem Zweck regional kooperiert würde, mit Contrapunkt, mit Thurgauer Neue-Musik-Enthusiasten vom Romanshorner «klangreich» bis Kreuzlingen, mit dem Konservatorium Feldkirch, mit den Musikschulen?

Dass man Klänge nicht nur als «schön» oder «hässlich» beurteilen würde, sondern als Erlebnis?

Dass man das hervorragende St.Galler Sinfonieorchester mit neuen, wirklich neuen Werken konfrontieren und diese Konzerte mit den Bildenden Künsten, mit Architektur, Film und Literatur verbinden würde?

Dass sich die Besucherinnen und Besucher im Konzert bewegen oder die Natur in zweckbefreiten Orten als Klangort erleben könnten?

JOB ZUM LIEB
GEWINNEN

CHEF DE CUISINE
PIZ LINARD

CHEF

JUNG

KOCHT



UND

pizlinard.ch
→ mitarbeiten

DU MAGST KLEIN-
THEATER, KELLER-
BÜHNEN UND
CLUBKONZERTE?
DANN GIBT ES EINE
BIERKULTUR, DIE
DEINEM GUTEN
GESCHMACK
ENTSPRICHT.

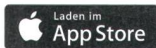


BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFABRIK

Garantiert *ohne Senf*,
aber mit SAITEN Events.



App „ohne Senf“ downloaden.



LIMON

MEDITERRAN ESSEN & TRINKEN BEI AYDIN



Das Mittelmeer ist ein Meer der unendlichen Vielfalt.
Es ist das Meer der Leuchttürme, der Muscheln, der Sirenen
und der verträumten Inseln...

Restaurant Limon | Linsebühlstrasse 32 | 9000 St.Gallen | 071 222 9 555
bestellung@limon.ch | www.limon.ch

Öffnungszeiten: Mo - Do: 09 - 23 | Fr - Sa: 09 - 01 | So: 16 - 22.30
Neu auch mit Lieferservice!

Bullshit-Bingo und Problemfrauen

Es passiert immer wieder: Jemand macht einen sexistischen Spruch und keiner sagt was. Stunden später fällt einem dann ein cooler Konter ein – drum zwei tolle Bücher als Lektüretipp.

Text und Illustration: Veronika Fischer



«Frauen und Hunde haben ein Problem mit der Wahrnehmung von Geschwindigkeit», wurde mir kürzlich auf einer Familienfeier erklärt. Das sei auch der Grund, warum keine Frau das herrschaftliche Auto fahren dürfe, ging es weiter. Auf meine Frage, woher diese Erkenntnis denn stamme: Das wurde früher an der Universität unterrichtet. Ich bin mir nicht sicher, aber es muss schon krass lange her sein, dass meine Öhis zur Uni gegangen sind. Frühes Mittelalter oder so. Ich verlies die Szene ohne Worte. Was gibt es dem auch noch hinzuzufügen?

Wenige Wochen später fragte mein Partner, wo denn mein Putzeimer sei, er wolle den Boden wischen. Mein Putzeimer. Okay, mag sein, dass ich diesen Gegenstand käuflich erworben habe, aber bei dieser Zuschreibung in meinen Zuständigkeitsbereich ist dann alles übergekocht. Der Partner bekam die Standpauke, die eigentlich dem Hunde-Frauen-Onkel gehört hätte. Es ging eine geschlagene Stunde. Er zog sich beleidigt zurück, er wollte ja schliesslich putzen, und dann wird ihm Machismus vorgeworfen...

Feminismus ist nicht immer einfach. Quod erat demonstrandum. Was tun, als moderne Person?

No more Bullshit, please!

Das hat sich auch das österreichische Frauennetzwerk Sorority (engl. Schwesternschaft) gefragt und eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel «No more Bullshit!» gestartet. Dort wurde gemeinsam nach sexistischen und diskriminierenden Vorurteilen gesucht, die uns im Alltag immer mal wieder über den Weg laufen. Zusammenfassend ist nun ein Handbuch erschienen.

In 18 Beiträgen äussern sich Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Genres zu unterschiedlichen Facetten des Sexismus. Die österreichische Autorin Stefanie Sargnagel steuert eine schöne Grafik bei, Fränzi Kühne, eine der jüngsten deutschen Aufsichtsrätinnen, einen Beitrag, ebenso die Rapperin Lady Bitch Ray. Auch von wissenschaftlicher Seite kommen Aufsätze und Analysen: Was ist der Pay-Gap? Wie verhalten sich wahre Rabenmütter? Die Erklärung, warum ein Feminist auch ein Humanist sein kann und dass Gollum aus *Herr der Ringe* die pimperl-förmige Inkarnation emotional verarmter Männlichkeit ist – all dies und noch viel mehr gibt es hier nachzulesen.

Diverse Bullshit-Aussagen werden gesammelt und mit Comics illustriert. So entsteht ein unterhaltsamer und ebenso gehaltvoller Ratgeber, dessen Lektüre informiert und gleichzeitig Spass macht – ein Weihnachtsgeschenk für jedermann und jedefrau also!

Eine Bullshit-Floskel hätte ich aber noch zur Ergänzung. Gute Noten, Gehaltserhöhungen und Auszeichnungen werden gerne quittiert mit der Aussage: «Der steht halt auf dich.» Gemeint ist wahlweise der Professor, der Chef oder Juror, der für die Anerkennung verantwortlich und unglücklicherweise männlich ist. Dass es sich hierbei eindeutig um Bullshit handelt, erkennt frau daran, dass keine Einladung in ein Vier-Sterne-Hotel oder ähnliche Vergnügungen gemeinsam mit der Anerkennung verliehen werden. Sollte dies doch der Fall sein – auch das kommt leider vor –, darf dem Einladenden in aller Deutlichkeit nahegelegt werden, dass es sich hierbei nicht nur um eine eindeutige Grenzüberschreitung des professionellen Rahmens handelt, sondern auch um eine Geste, die dafür verantwortlich ist, dass künftig weiterhin Leistungen von Frauen nicht ernst genommen, sondern auf deren «Funktion als Frau» reduziert werden.

Der Dozent einer Freundin umgeht dieses Problem übrigens sehr geschickt, indem er Studentinnen generell schlechter bewertet, um sich diesen Vorwurf nicht zuschreiben zu lassen. Auch eine galante Lösung!

Frauenprobleme und Problemfrauen

Womit wir wieder bei den Universitäten wären. Für alle, die sich noch mehr für das Frauen-und-Geschwindigkeits-Thema interessieren, gibt es einen ganz hervorragenden Literaturtipp: Jacky Fleming zeigt in *Das Problem mit den Frauen* mit einer ordentlichen Portion Sarkasmus auf, wie es dazu kommt, dass wir ausser Marie Curie kaum eine Wissenschaftlerin in Geschichtsbüchern finden.

Die Antwort ist simpel, auch Darwin kannte sie schon: Das weibliche Hirn ist kleiner, die Frau ist zu nicht viel mehr in der Lage als zum Klatschen und Sticken hübscher Bildchen. Darwins Kollege Georg Romanes stellte darüber hinaus fest, dass Frauen zwar 140 Gramm weniger Hirnmasse hätten, dafür aber das glücklichere Händchen beim Einrichten und Enttäuscht-Sein.

Weitere aufschlussreiche Erkenntnisse von Rousseau bis Picasso sind in Flemings Buch gesammelt und mit herrlich witzigen Zeichnungen versehen. Auch dies ein Präsent für die anstehenden Feiertage – die nächste Familienfeier kommt nämlich bestimmt. Dann befolgen wir die Tipps aus dem Bullshit-Handbuch: tief durchatmen, kritische Fragen stellen, den Humor nicht verlieren. Gepaart mit ein paar Zitaten über die historischen Problemfrauen gelingt das auf jeden Fall.

Sorority e.V. (Hrsg.): *No More Bullshit: Das Handbuch gegen sexistische Stammtischweisheiten*. Kremayr & Scheriau, 2018. Fr. 23.90

Jacky Fleming: *Das Problem mit den Frauen*, KiWi-Taschenbuch, 2017. Fr. 18.90

Tüchel will immer noch mehr und mehr

Nach 25 Jahren Bandgeschichte lanciert Tüchel ein fünftes Album mit schnörkellosem Punkrock – keine musikalische Revolution, Spass macht es trotzdem.

Text: Urs-Peter Zwingli



Für einmal gab sich die St.Galler Punkband Tüchel betont seriös und erwachsen. Die Aufnahmen für das neue Album mit dem Titel *More and More* wurden diesen Herbst im Pit Stop Music Studio rechtzeitig abgeschlossen: Ganze fünf Wochen vor dem Release-Konzert wurden sie an ein CD-Presswerk nach Deutschland geschickt. «In 25 Jahren Bandgeschichte haben wir das nie so früh geschafft, sonst war das immer auf den letzten Drücker», sagt Gitarrist Hüe und grinst bei der Erinnerung. Doch dann kam der Bescheid der CD-Produzenten, dass es Verzögerungen gebe...

Schliesslich fuhr Tüchel-Sänger Doppelmeter zwei Tage vor dem geplanten Konzert über die Grenze, um die CDs endlich abzuholen. Als er dann voller Vorfreude das neue Album anschaute, merkte er, dass das CD-Cover zwar von Tüchel war, im Innern des Booklets aber Bilder und Texte einer deutschen Oi-Band abgedruckt waren – Katastrophe!

Nacht- und Nebelaktion vor Halloween

Was folgte, war eine Nacht- und Nebelaktion: Die Bandmitglieder klapperten Druckereien in und um St.Gallen ab und fanden schliesslich eine, die die CD-Booklets innert zwei Tagen neu drucken konnte. Am Abend vor dem Konzert wurden die Booklets dann noch einzeln von Tüchel im Bandraum in die CD-Hüllen gelegt – fertig.

Danach folgten aber keine ruhigen Tage: Am Tag vor Allerheiligen, auch bekannt als Halloween, taufte die Band das Album *More and More* mit zwei Konzerten an einem Abend; zuerst in der Südbar, unmittelbar darauf ein paar hundert Meter weiter im Schwarzen Engel. «Auch das war eher stressig, aber hat viel Spass gemacht. In Bars zu spielen, nahe bei den Leuten zu sein: Das sind unsere Wurzeln als Live-Band», sagt Hüe.

Auch sonst bleiben sich Tüchel auf ihrem fünften Album *More and More* treu und erfinden ihr musikalisches Rad nicht neu: Schnörkelloser Punkrock mit zwei Gitarren, meist cleanem Lead-Gesang von Doppelmeter sowie genretypischen Background-Chören ist das bewährte Rezept, mit dem die Band seit 25 Jahren unterwegs ist. Langweilig wird das aber trotzdem nicht, weder auf noch vor der Bühne oder den Lautsprechern zu Hause: So ist *More and More* ein Album, das man am besten live erleben sollte – oder ansonsten zumindest zu einer anderen energetischen Tätigkeit hören solle. Punkrock eben, Tempo, Spass, Flow bestenfalls...

«Wir sind eh oldschool»

Besonders die Songs *More and More*, *Fifteen Minutes* und der 2014 erstmals auf einer EP veröffentlichte Bonus-Track *Better Day* stechen aus den zehn Stücken des Albums hervor: Vollgas 1-2-3-4-Punkrock von der ersten bis zur letzten Sekunde, so dass man sich beim Hören wieder wie 19 fühlt.

«Wir sind grundsätzlich schon oldschool», sagt Hüe. Dazu passt auch, dass sich die Bandmitglieder nach einer internen Diskussion entschieden, trotz fortschreitender Digitalisierung und Streamingdiensten eine CD zu veröffentlichen. «Ich mag es, eine neue CD in der Hand zu haben, die Schutzfolie aufzureissen und dann im Booklet zu blättern», sagt Hüe. Eine Vinyl-Veröffentlichung sei wegen langer Wartezeiten und hoher Kosten leider nicht möglich gewesen. Die rund 500 CDs werden Tüchel nach ihren Gigs verkaufen. «Auch das ist eine schöne Tradition: Beim Verkaufen nach den Konzerten kommt man mit vielen Leuten ins Gespräch», sagt Hüe. Ein kleines Zugeständnis an die Digitalisierung ist der Onlineshop auf der Tüchel-Website, auf der die CD ebenfalls bestellt werden kann.

Auf dem Album finden sich dennoch ein paar kleine Überraschungen: ein Song namens *Alte Laster* mit einem für Tüchel seltenen deutschen Text und der ungewohnt ruhige, fast melancholische Song *Shooting Star* mit Anleihen im frühen Punkrock der 80er-Jahre. Alle Texte zu den Songs kann man im neu gedruckten Booklet nachlesen. Dort zeigt sich, dass Tüchel auch eine Message hat: Die Band übt Kritik an der Konsumgesellschaft, an der Börsenspekulation, an der oberflächlichen Mediengesellschaft. Auch hier werden klassische Punkrock-Motive beackert, die aber mit persönlichen Songs wie *Shooting Star* oder *The One* aufgelockert werden.

Gelegenheiten, die Band live zu sehen, soll es im kommenden Jahr einige geben: Geplant sind Konzerte in der Region, aber auch eine kurze Tour durchs nahe Ausland. «Und nächstes Jahr wirds dann bereits wieder Zeit, ein paar neue Songs zu schreiben», sagt Hüe und macht damit klar: Mit Tüchel ist auch nach 25 Jahren weiterhin zu rechnen – auch so kann der Albumtitel *More and More* interpretiert werden.

Tüchel: *More and More*

Erhältlich über tuechel.com/stuff/shop und an Tüchel-Gigs

Tüchel live: 15. Dezember, Doghouse Herisau

Meine Schwester sieht besser aus als deine Freundin!

Die Rapperswiler Band Knuts Koffer hat ein Album auf Kroatisch produziert. Daraus ist ein fruchtbarer Austausch zwischen der Schweiz und dem Balkan entstanden.

Text: Urs-Peter Zwingli



«Meine Schwester sieht besser aus als deine Freundin!» – «Wie ist deine Einstellung zur Arbeit?» – «Ich habe Durchfall und ich schwitze.» – «Hast du Zeit für einen Kaffee?» Solche und ähnliche Sätze hat Frédéric Zwicker aus einem über 30 Jahre alten Büchlein namens *Die 1000 wichtigsten Sätze Deutsch-Kroatisch* entnommen und daraus Liedertexte verfasst.

«Die Sätze sind zum Teil recht absurd», sagt der Musiker und Schriftsteller (und ehemalige Saiten-Redaktor) aus Rapperswil. Das textliche Resultat auf dem Album *Jeste li za ploču s plesnom glazbom?* (Deutsch: Soll ich eine Tanzmusik-Platte auflegen?) sei «ziemlich dadaistisch, aber grundsätzlich machen die Songs schon Sinn», sagt Zwicker. Kroatische Freunde kontrollierten zudem, ob die Texte grammatikalisch korrekt sind.

Sinn macht auch der Albumtitel, denn es ist tatsächlich ungewohnt tanzbar, was Knuts Koffer da raushaut. Ungewohnt, weil die seit 2006 in wechselnden Formationen um Frontmann Zwicker spielende Band eher durch ihre Texte bekannt wurde: Die Band entstand einst, um Zwickers Poetry-Slams zu vertonen.

«Bei unserem fünften Album wollten wir, dass die Musik im Zentrum steht», sagt er. «Schliesslich hatte ich die Idee, die Texte auf Kroatisch zu verfassen – denn bei einer Sprache, die kaum jemand von unserem heimischen Publikum spricht, werden die Zuhörer sich nicht auf die Texte konzentrieren.» Die Idee wurde geboren aus Zwickers langjähriger Beziehung zu Kroatien, aber auch zum Balkan allgemein.

Bier statt Bratsche

2003 war Zwicker erstmals in der kroatischen Hauptstadt Zagreb, um dort mit dem Kantiorchester Wattwil ein Konzert zu geben. «Weil in Ungarn aber meine Bratsche vergessen ging, konnte ich nicht mitspielen», erklärt er. «Stattdessen ging ich mit jungen kroatischen Musikern ein paar Bier trinken.»

Daraus entwickelte sich eine enge Freundschaft zum heutigen Profigeiger Daniel Kuzmin; die beiden besuchten sich über die Jahre regelmässig in ihren jeweiligen Ländern. Kuzmin liefert nun auf Knutov Kofers Album ein paar ausgeklügelte Geigenparts. Ein weiterer kroatischer Gastmusiker ist der Punkrocksänger Marin Šulentić und auch der Albumproduzent ist aus Zagreb. Das zeigt: Knutov Koffer ist mittlerweile gut vernetzt in der kroatischen Musikszene.

Im Herbst 2017 war Zwicker mit dem Velo nach Zagreb gefahren, wo er dann ein halbes Jahr blieb. Dank seinen bestehenden Kontakten wurde er schnell in die Kulturszene der Metropole eingeführt und besuchte viele Konzerte. «Die Gastfreundschaft der Menschen in Kroatien und auf dem ganzen Balkan ist der Wahnsinn», sagt Zwicker, der mehrfach durch verschiedene Balkanländer geistert ist. Der musikalische Einfluss ist nicht zu überhören: Die Anleihen aus dem «Yugo-Rock», der Rocksparte, die im Jugoslawien der 1970er- und 1980er-Jahre sehr populär war, sind breit gestreut: rau verzerrte Gitarren, treibende Rhythmen, wilde Vocals.

«Es ist sicher unser härtestes und schnellstes Album geworden», sagt Gitarrist und Sänger Zwicker. Es ist ein wilder Stilmix, wie es sich für den Balkan ja gehört: *Jebote* (Fick dich) ist fast schon Crossover à la 1990er, *Četiri Brata* (Vier Brüder) ist geschmeidiger Funk, *Još Jedan* (Noch eins) ein fröhliches Trinklied. Eine Entdeckung für Fans wird die kroatische Version des Band-Kulthits *Muskatnuss* (neu: *Muškatni Oraščić*) sein. Und ja: Zum Album dazu gibts ein Booklet mit Originaltexten und den deutschen Übersetzungen.

Balkan-Tour im nächsten Frühling

Aus dem Wagnis – es gab von aussen auch Unverständnis für das Projekt – ist mittlerweile eine fruchtbare Beziehung zwischen den beiden Ländern entstanden. Die erste Plattentaufe in Zagreb fand bereits Ende Oktober statt, zuvor hatte Knutov Koffer im Sommer am Festival Ferragosto Jam in Zagreb gespielt. Bei der Plattentaufe Mitte Dezember in Zürich wird wiederum eine kroatische Supportband vor Ort sein. Und im Frühling 2019 geht Knutov Koffer auf Balkan-Tour. Konzerte in Montenegro, Kroatien und Serbien sind fix, weitere in Planung.

«Dass das Projekt eine solche Dynamik angenommen hat, freut mich sehr», sagt Zwicker. Es gehe ihm auch darum, eine Brücke zwischen den Regionen zu schlagen und eine in der Schweiz noch oft unbekannt Seite der «Jugos» zu zeigen.

Knutov Koffer: *Jeste li za ploču s plesnom glazbom?* Digital erhältlich oder als limitierte Vinyl-Auflage beim Label Flimmerplatten

flimmerplatten.ch, knutskoffer.ch

Plattentaufe: 13. Dezember, Exil Zürich, Support: Killed a Fox aus Kroatien

«Wir sind hier»

Partizipativ, demokratisch und weit weg von Theorie: Der Verein Kulturkosmonauten stellt mit jungen Menschen innert neun Tagen eine künstlerische Produktion auf die Beine.

Text: Andri Bösch

Spannung liegt in der Luft. Ein Donnerstagabend Anfang November und die Jugendbeiz Talhof in St.Gallen ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Immer mehr Leute strömen in den Saal, neue Stühle werden herangeschafft. Ein Klang aus Gemurmel, Gesprächsfetzen und Lachen. Die Kulturkosmonauten haben zur Vorstellung ihres Theaterstücks eingeladen. Knapp 80 Leute sind gekommen, der Saal platzt aus allen Nähten.

Kulturkosmonauten – das ist ein Gefäss für Jugendliche, in welchem während eines neuntägigen Workshops eine künstlerische Darbietung unter der Leitung zweier Kunstschaffender erarbeitet und der Öffentlichkeit präsentiert wird. «Ich finde es schwierig zu sagen, was genau am Ende rauskommen soll», sagt Pamela Dürr, die künstlerische Leiterin der Kosmonauten. «Diese Workshops haben vor allem eine gesellschaftliche Relevanz. Es geht darum, dass junge Menschen durch die künstlerische Arbeit lernen, sich einzubringen und als selbstwirksam zu erfahren», sagt die 48-jährige Schauspielerin und Autorin von Hörspielen und Theaterstücken. Nachdem Dürr sich in ihrem Schaffen seit 2004 vor allem der Arbeit für und mit Jugendlichen widmete, hat sie 2016 dieses Format in der Ostschweiz entwickelt.

Mittlerweile deklarierte das Bundesamt für Kultur BAK die Kulturkosmonauten als Projekt mit Modellcharakter und sprach für dieses und zwei weitere Jahre die Maximalförderung. «Diese Art des kulturellen Angebots ist sehr niederschwellig und hat viel mit partizipativer Kultur zu tun», sagt Dürr. «Das BAK bemerkte, dass man gewisse Bevölkerungsgruppen wie beispielsweise Migrantinnen und Migranten überhaupt nicht erreicht und sah in unserer Arbeit offenbar Potential.» Die Workshops finden im Zusammenspiel mit Partnerinstitutionen wie Lehrbetrieben oder sozialen Einrichtungen statt.

Mehr als Integration

Im Talhof wird es dunkel. Taschenlampenlichter fliegen suchend durch den Raum, die Schauspielerinnen und Schauspieler treten auf die Bühne. Die Jugendlichen des Integrationsförderkurses der GBS St.Gallen führen das Theaterstück *Der kleine Prinz* auf, modifiziert mit eigenen Ideen und Dialogen. Am Ende des Abends: Standing Ovationen und glückliche Gesichter.

«Jeder Workshop und jede Aufführung ist verschieden. Wir arbeiten mit Künstlerinnen und Künstlern aus allen Sparten zusammen, welche dann die Jugendlichen begleiten», sagt Dürr beim Gespräch an der Bar. Sie sei dafür zuständig, herauszufinden, welche Kursleitung für die jeweilige Institution passe, neben der künstlerischen Professionalität müsse auch eine hohe Sozialkompetenz vorhanden sein.

«Die Arbeit innerhalb der Kulturkosmonauten ist sowieso auch Integrationsarbeit, aber in einem viel weiteren Sinne als nur Integration von Geflüchteten oder Migrantinnen und Migranten», erklärt Dürr. Klar hätten Workshops in Zusammenhang mit klassischer Integration – will heissen in Zusammenhang mit ausländischen Menschen, auf welche der Begriff im heutigen Diskurs radikal eingeschränkt wurde – auch andere Schwerpunkte, insbesondere den sprachlichen. «Aber es geht einfach auch um vieles mehr. Das abgedeckte Spektrum reicht von Kultur- über Sozialbildung bis hin zu Persönlichkeitsentwicklung. Diese Ziele sind auch in unserer Arbeit mit Lernenden oder Studierenden dieselben und für diese auch genauso herausfordernd.»



Probenarbeit im Flon. (Bild: pd)

«Wir fliegen weg»

Eine Woche später im Jugendkulturraum Flon an der Davidstrasse. Bereits befinden sich die nächsten Kulturkosmonautinnen und -kosmonauten mitten in den Proben. Ich werde sofort eingebunden, soll mitmachen bei der Einwärmübung. Der Theaterworkshop besteht aus 16 Jugendlichen im Alter von 15 bis 20 Jahren, zusammengemischt aus zwei Integrationsklassen der GBS sowie Ann Katrin Cooper und Tobias Spori, welche für die Leitung zuständig sind.

«Wir fliegen weg, denn wir leben hoch!», schreit die Gruppe sich gegenseitig im Kreis zu, so synchron wie möglich. Eine schöne Metapher, alle sind sie aus ihren einstigen Heimatländern weggefliegen und jetzt hier in St.Gallen. Die Stimmung im Flon scheint dynamisch und familiär. «Wir sassen einmal zusammen zuhause auf dem Sofa und sagten uns: Das ist wohl das anstrengendste Projekt, was wir je gemacht haben. Aber irgendwie auch das beste», sagen Cooper und Spori. Und auch beim Herumfragen unter den Jugendlichen herrscht Einigkeit: der Workshop sei genial.

«Man kann hier sehr vieles über den Umgang mit Menschen lernen und auch über das Theaterspielen. Ich habe bisher noch nie gespielt und es macht mir sehr viel Spass», sagt der 20-jährige Mirza. Und die 16-jährige Julia meint: «Ich bin es mir nicht gewohnt, auf einer Bühne zu stehen und mag es eigentlich auch nicht. Aber hier mit diesen Leuten geht es.» Am Nachmittag wird vorgespielt. Die Bühne ist leer. Eine nach dem anderen schreiten die Jugendlichen hinauf und stellen sich in Dreiecksformation auf. Still stehen sie da, Blick in jene Richtung, wo bald schon Publikum sitzen wird. Kein einziger Ton und doch schreit dieses stolze Bild: «Wir sind hier!»

kulturkosmonauten.ch

Im Wald der Künste und Klänge

Im Zeughaus Teufen wächst ein Wald: Der «Klangwald» von Stefan Baumann tönt, rundherum wachsen Bilder und wuseln Ameisen.

Text: Peter Surber



Die Eroberung des Waldes. (Bild: Martin Benz)

Es war ein imposanter Moment an der Ausstellungseröffnung Anfang Oktober: Die Sängerin Kornelia Bruggmann improvisiert über den wundersamen Tönen und Geräuschen, die Stefan Baumann seiner Installation entlockt. Und dann, auf Kommando, «erobert» das Publikum den Klangwald, tastet sich durch die klingenden «Stämme», hört da hin und bleibt dort stehen. Vogelgezwitscher? Bärenbrummen? Gewitter, Knarren, Melodiöses und Geheimnisvolles dringt mal von hier, mal von dort ans Ohr.

Der «Klangwald» hat sich entwickelt. Vor zwei Jahren hat ihn der in Teufen lebende Cellist und Audio-Designer Stefan Baumann für die Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde geschaffen. Er erstaunte damals in der Eingangshalle des Sportzentrums Herisau Kulturpublikum und Sportler. Ein Wald an einem Ort, wo kein Wald hingehört – Klänge an einem Ort, wo man sie nicht erwartet – ein empfindliches, fast lebendig scheinendes Instrument, das sich bei Berührungen bewegt und mit dem man als Wald-Gänger in eine je nach Stimmung beglückende oder irritierende Interaktion tritt.

Jetzt im Zeughaus Teufen ist die Installation gewachsen, sie nimmt den zentralen Ausstellungsraum fast vollständig ein, und die schwingenden Holzleisten scheinen an diesen Ort, der unter anderem den Holzbaumeistern Grubenmann gewidmet ist, zu gehören, als wären sie seit jeher da gewesen. 384 fast raumhohe Leisten sind es insgesamt, versehen mit je einem Lautsprecher auf unterschiedlichen Höhen, verkabelt und mit dem Computer verbunden durch insgesamt 8 Kilometer Kabel. Bei den Klängen aus dem Wald lässt Komponist Baumann den Zufall mitspielen – das garantiert, dass man nicht zweimal durch den selben Wald geht.

Stirnwand und Aquarien

Der «Klangwald» sei zugleich Bühnenbild, Rauminstallation und Instrument, sagte Kurator Ueli Vogt bei der Eröffnung. Rund um die waldige Schau organisiert das Zeughaus eine Konzertreihe von Stefan Baumann mit Gastmusikern. Und darum herum hat Vogt in jener assoziativen Art, wie sie für die Programme im Zeughaus typisch sind, weitere künstlerische Interventionen angelegt. Die eine nennt sich «Stirnwand» und ist ein Langzeitprojekt:

Der Künstler Alfred Sturzenegger gestaltet, oder wie Vogt sagt: choreografiert über ein Jahr hinweg zwei Wände mit wechselnden Werken. Der St.Galler Künstler mit Jahrgang 1945 ist ein Meister des Reduzierten. *Nichts zu denken* nennt er denn auch seine Arbeit im Zeughaus. An der anderen Wand sind Bilder der jungen Innerrhoder Malerin Fabienne Lussmann zu sehen, die eben einen der IBK-Förderpreise gewonnen hat.

Wer vom Wald noch nicht genug hat, findet oben im Grubenmann-Stockwerk eine ganze Bibliothek: Baum-Fantasien, Baum-Heilkunde, Blätterkunde und vieles mehr. Definitiv urwaldwuchernd wird es dann in den Installationen, die Pablo Walsler und Hans Winkler mit dem schönen Titel *Wenn die Gedanken laut wachsen* versehen haben. Kraut. Röhren. Steine. Muscheln. Haare. Bambus. Irgendwo ein Krebs, der sich gerade versteckt. Kitschfigurchen. Grüsse vom Meer. Reagenzgläser... In den Aquarien, die die beiden mit offensichtlich animalischem Vergnügen überall aufgestellt haben, blubbert und wuchert und gruselt es. Auch vor den gepflegten Kabinetten, die den Bildern von Hans Zeller gewidmet sind, macht das Wuchern nicht halt. Und oben, längs der Grubenmann-Dauerausstellung, ist eine Ameisenzucht am Werden; gesehen hat man vom künftigen Gekrabbel an der Eröffnung allerdings noch nicht viel. Von weitem erinnern die Installationen an die Naturkunstwerke des Duos Steiner-Lenzlinger, sie unterlaufen aber deren perfekte Ästhetik schmutzig und selbstironisch.

Der Schlitz fällt – und steht

Veränderung ist das A und O – im Wald und im Zeughaus. Stabil steht dagegen der *Schlitz*: Die Stahlskulptur des dieses Jahr verstorbenen Künstlers Jürg Altherr, fünf Tonnen schwer, mehr als sechs Meter hoch, war 2015 zur damaligen Altherr-Ausstellung temporär auf dem Platz vor dem Zeughaus aufgestellt worden. Und ist seither zum äusseren Wahrzeichen des Hauses geworden. Jetzt konnte die Skulptur definitiv erworben werden, mit Hilfe diverser Stiftungen.

«Optisch fällt es um und physisch bleibt es stehen», hat Altherr einmal zu seinem Werk gesagt. Ein Sturm in den letzten Septembertagen, kurz vor der Einweihung, bewies jedoch das Gegenteil: Der *Schlitz* stürzte, blieb abgesehen von einer deutlichen Delle aber unversehrt – und stand rechtzeitig zur Feier Anfang Oktober wieder aufrecht da. Damit fand eine Odyssee ein Ende; am ursprünglichen Standort im thurgauischen Aadorf war die Skulptur 1999 per Volksentscheid weggewiesen worden. Warum solche Kunst provoziert, erörterte Markus Landert, Direktor des Thurgauer Kunstmuseums, an der Vernissage. Sie sei weder Denkmal noch Brunnen noch Zeichen, sie stelle nichts dar und bilde nichts ab und trage nichts zur «Alltagverhübschung» bei. Der *Schlitz* sei reines Material und reine Form, zweckfrei und fremd in dem Sinn, dass er sich mit der Umgebung nicht verbinde oder verbünde. Was er leiste, sei, den Raum zu fassen und damit erst wahrnehmbar zu machen.

Der *Schlitz* steht damit endgültig am richtigen Ort: vor einem Haus, das seinerseits die Wahrnehmung von Raum und Gegenwart zu seiner Daueraufgabe gemacht hat.

Klangwald, Nichts zu denken, Wenn die Gedanken laut wachsen:

Bis 3. März 2019, Zeughaus Teufen

12. Dezember, 18 Uhr: Vortrag von Jürgen Strauss, Elektroakustiker

23. Dezember, 14 Uhr: Konzert mit Stefan Baumann und Goran Kovacevic

zeughausteufen.ch

Mobi mit Dibi

Seit zehn Jahren ermöglicht die Digitale Bibliothek Ostschweiz das mobile Lesen. 130'000 Medien umfasst sie heute – und die Nutzerinnen und Nutzer werden jünger.

Text: Eva Bachmann

Früh am Morgen ist es still im Zug. Einige dösen, viele lesen. Für mich muss es die Zeitung oder ein Buch sein; wir Papiergebundenen werden aber immer weniger. Bei den meisten fördert der Griff in die Tasche einen Bildschirm zutage: Smartphones, Tablets, Computer sind allgegenwärtig und allzeit bereit. Den Lesestoff liefert unter anderem die Digitale Bibliothek Ostschweiz (Dibiost), die es seit zehn Jahren gibt und die mittlerweile 130'000 Medien im Angebot hat: Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, aber auch Audio und Video.

Jederzeit und überall

Die Mobilien, die immer alles verfügbar haben wollen, sind eine stark wachsende Gruppe, auch unter den mittlerweile 30'000 Benutzerinnen und Benutzern der Dibiost. Sie waren allerdings nicht die ersten. In den Anfangsjahren waren es gerade die weniger Mobilien, die das digitale Lesen für sich entdeckten: Frauen mit kleinen Kindern, die nicht so oft in die Bibliothek konnten, oder auch Gehbehinderte. Und als dritte prototypische Gruppe legen jetzt die Schülerinnen und Schüler zu, die sich ihre Klassenlektüre herunterladen.

«Wir dürfen die jungen und mobilen Lesenden nicht verlieren», sagt Heidi Eisenhut. Sie ist Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhodon und Präsidentin des Vereins Digitale Bibliothek Ostschweiz. Es gehe nicht darum, das gedruckte Buch und die lokale Bibliothek abzulösen, sondern neue Zugänge zu Literatur zu schaffen, die den veränderten Gewohnheiten entgegenkämen. Niederschwelligkeit ist dafür ein zentraler Faktor.

Um das Angebot zu nutzen, müssen allerdings zwei Schwellen gemeistert werden: Man muss in einer der 180 angeschlossenen Bibliotheken eingeschrieben sein, dafür bezahlt man in vielen Fällen eine Jahresgebühr. Und dann braucht es die Onleihe-App oder die Software Adobe Digital Editions sowie eine Adobe-ID. Dadurch ist sichergestellt, dass die Titel nach Ablauf der Leihfrist nicht mehr geöffnet werden können. App, Software und Adobe-ID sind gratis und die Installation ist für einigermassen geübte Anwender zu bewältigen. Danach steht die Türe zum virtuellen Büchergestell weit offen.

Stöbern und Finden

Wie leicht gelange ich zu «meinem» Buch? Das ist die Gretchenfrage aller, die Kataloge programmieren. Bei Dibiost gibt es eine einfache und eine Profi-Suche. Man kann aber auch über einen Themenbereich oder über das gewünschte Medium einsteigen. So wird zielloses Stöbern möglich:

Das Programm zeigt die neusten Erwerbungen, jüngste Rückgaben und «Bestleihertitel» an. Wenig erstaunlich stehen bei der Belletristik Charlotte Link, Jussi Adler-Olsen oder Ken Follett weit oben. Elena Ferrante und Ingrid Noll sind eben zurückgekommen, und neu gekauft wurden Stephen Hawking, aber auch A.L. Kennedy und Petra Ivanov.

Das Angebot ist klar auf die Nutzerbedürfnisse von allgemeinen öffentlichen Bibliotheken ausgerichtet, das zeigt insbesondere der Blick in die Sachbuch- und Ratgeberabteilung. Die Gemeindebibliotheken sind es denn auch, die 70 Prozent der Kosten tragen. Der grosse Verbund von Zürich bis Liechtenstein und von Schaffhausen bis Graubünden habe sich als Vorteil erwiesen, sagt Heidi Eisenhut. Das helfe bei den Verhandlungen mit den Dienstleistern. Mit im Boot sind Grössen wie Hanser, Fischer oder Suhrkamp, von den Schweizer Verlagen Diogenes, Limmat und Lenos, aber auch der Appenzeller Verlag.

Jährlich werden Medien für 350'000 Franken eingekauft, ausgerichtet einerseits auf die Nachfrage, andererseits auf spezifisch Ostschweizerisches. Geschäftsführer Felix Stadler sorgt gezielt dafür, dass zum Beispiel Anna Stern, Viola Rohner oder Angelika Wessels online erhältlich sind. Publikationen des Waldgut-Verlags oder der VGS sucht man allerdings vergeblich. Vermisst werden auch die Bücher von Jolanda Spirig aus dem Chronos-Verlag.

Wachsen und Ausmisten

Eine attraktive Oberfläche und gute Suchfunktionen werden auch in Zukunft eine Herausforderung bleiben. Wenn eine Rubrik wie «Kochen & Backen» 440 Titel aufweist, wird es unübersichtlich. «Wir haben uns bereits mit der Frage befasst, ob wir Titel auch wieder löschen», sagt Heidi Eisenhut. «Allgemeine öffentliche Bibliotheken pflegen ihre Bestände. Wir stecken mitten in der Diskussion, wie im Digitalen damit umzugehen sein soll.» Wachsen könnte die Dibiost jedoch im Hinblick auf fremdsprachige Bücher, da ist das Angebot noch sehr bescheiden.

Auch nach zehn Jahren Erfolg muss Dibiost also mindestens so agil und mobil bleiben wie die Nutzerinnen und Nutzer. Heidi Eisenhut bringt es auf den Punkt: «Unsere grösste Herausforderung bleibt es, mit der rasanten technologischen Entwicklung mitzuhalten.»

dibiost.ch

Diskutieren im «Ernst»

«Literatur im Ernst» nennt sich eine neue Reihe. Sie meint es ernst mit dem Lesen – aber gemeint ist auch der Veranstaltungsort, das Einkehrlokal namens «Ernst» in Trogen. Hier veranstaltet Willi Eugster neu Abende, an denen ein Buch zu zweit besprochen und dann mit dem Publikum diskutiert wird.

Im Oktober war es Markus Werners Roman *Am Hang*. Gegen zwanzig Leute liessen sich auf das Experiment ein und debattierten angeregt, sagt Eugster. Am zweiten Abend im Dezember kommt ein Sachbuch zur Sprache; zusammen mit der Kommunikationsfrau Sabine Sturzenegger geht es um die *Agenda für eine digitale Demokratie* der Autoren Daniel Graf und Maximilian Stern, erschienen bei NZZ libro.

Das Buch passt wohl nicht zufällig gut zu den Absichten hinter dem Zyklus. Willi Eugster, langjähriger Rektor der Kantonsschule von Appenzell Ausserrhodon, ist «aus Sorge über einiges, was in der Welt heute läuft» auf das Format gekommen. Denn Bücher seien eine wichtige Informations- und Bildungsquelle, gerade in digital dominierten Zeiten. Ein solcher Leseabend könne vielleicht den einen oder die andere animieren zum Lesen und Mitreden und Weiterdenken; «aber natürlich kann ich damit die Welt nicht anders machen, als sie ist», lacht Eugster.

Die Schwelle zumindest liegt bewusst tief, eine Anmeldung ist nicht nötig, der Eintritt ist frei. Im Januar wird entschieden, wie es mit der Reihe weitergeht. (Su.)

13. Dezember, 19 Uhr, «Ernst» in Trogen

ernst-trogen.ch, digitale-demokratie.ch

Ein Stück vom Glück

In Trogen wird nächsten Sommer das Freilufttheater «Vom glückseligen Leben» gespielt. Die Glückssuche geht jetzt schon los.

Text: Peter Surber



In der Wohnung im Fünfeck-Palast von Trogen scheint die Zeit stillgestanden. Hier wohnten bis vor ein paar Jahren die Nachkommen der Textildynastie Zellweger. Deren Vorfahren hatten den Palast und halb Trogen gebaut; heute gehört die Wohnung dem Kanton. In der Stube hängt wie seit jeher wandfüllend das Familienporträt der Zellweger-Vorfahren. Jetzt posieren vor ihm die Initiantinnen eines Theater-Grossprojekts, das nächsten Sommer in Trogen stattfindet: Karin Bucher, Katrin Sauter und Hans-Christian Hasselmann.

Hintergrund des Stücks ist der «Diskurs vom glückseligen Leben», wie ihn der Trogener Arzt Laurenz Zellweger im 18. Jahrhundert mit seinen Zürcher Humanisten-Kollegen Bodmer, Breitinger und anderen geführt hat. Das zum neuen «Arkadien» hochstilisierte Appenzellerland bot die Kulisse für die aufklärerischen Ideen von Freiheit, Eigenverantwortung, sozialem Engagement und gelingendem Leben. Im Stück soll aber nicht die Historie im Zentrum stehen, sondern erforscht werden, wie es um das individuelle Glück beziehungsweise die Glückseligkeit heute steht. Dazu haben sich die Initianten als Rahmenhandlung den Wettbewerb um die «glücklichste Gemeinde der Schweiz» ausgedacht: Trogen ist unter den drei letzten Kandidaten für den Preis, ein fiktiver Glücksforscher kommt ins Spiel, dessen Devise «Je kleiner die Welt, desto grösser das Glück» schon mal für Trogen spricht.

Regisseurin Katrin Sauter beschäftigt aber auch die Schattenseite des heutigen «Glücksdiktats»: der Zwang, um jeden Preis glücklich sein zu müssen. In fünf Hauptfiguren sollen sich die unterschiedlichen Zugänge zum Glücksthema verkörpern. Sie werden gespielt von teils national bekannten Schauspielern: Manuel Löwensberg, Rachel Braunschweig, Ingo Ospelt, Josef Mohamed und der in Trogen aufgewachsene Suramira Vos. Die Texte schreiben Lukas Linder, Rebecca C. Schnyder und Matthias Berger. Daneben kommt ein rund 20-köpfiges Ensemble von Laien ins Spiel, ein Chor wirkt mit und

das ganze Dorf wird Bühne: Der erste Teil des Stücks spielt in umliegenden Restaurants, wo sich das Publikum in Gruppen sammelt, der zweite dann auf dem historischen Dorfplatz, der mit mobilen Bühnenelementen ausgestattet wird.

Was am Ende glücklich macht? In den Maximen des angeblichen Glücksforschers schwingt eher Ironie als Ernst mit – «Glücklich sind immer die anderen», heisst es da, oder «Glücklich macht eine Statistik, in der ich nicht vorkomme». Den Initianten ist es aber ernst mit dem Thema; die Mitspielenden sollen ihre eigenen Vorstellungen von Glück einbringen, Schulklassen können sich beteiligen, das Power-Radio spannt Jugendliche ins Thema ein, und bereits jetzt wirft der Soziologe Mark Riklin sein «Geschichtenfänger-Netz» aus und sucht Glücksmomente. Zudem hofft das Team noch auf weitere Freiwillige – Menschen, die ihr Glück darin finden, Kulissen zu bauen, Kostüme zu schneiden, mitzusingen oder bei anderen Tätigkeiten rund um das «glückselige Leben» Hand anzulegen, seien willkommen.

Das Projekt, seit zwei Jahren in der Arbeit und mit mehreren hunderttausend Franken Budget, wird neben der öffentlichen Hand namentlich durch Stiftungen mitfinanziert, sagt Karin Bucher. Das schlägt den Bogen zurück zu den Zellwegern; Ausserhoden habe das Glück, zahlreiche solcher privater Stiftungen zu haben, woran die einst blühende Textilindustrie wesentlichen Anteil habe.

Premiere ist am 16. August 2019, gespielt wird 16 Mal bis am 14. September, und das Team hofft auf Wetter-Glück. Die Glückszahl ist jedenfalls schon gefunden – es gibt fünf Hauptfiguren und fünf Publikumsgruppen, und der eigenwillige Fünfeck-Palast wird zumindest von aussen mitspielen.

Das glückselige Leben: ab August/September 2019 in Trogen, Vorverkauf ab Dezember 2018

dasglueckseligeleben.ch/mitwirken

Ein rechtes Land



Die neue schwarz-blaue Koalition aus ÖVP und FPÖ in Österreich unter Strache und Kurz hat schon so einiges verbockt: Innenminister Herbert Kickl träumte Anfang Jahr laut von einer «konzentrierten Unterbringung» von Flüchtlingen, die Studiengebühren wurden wieder eingeführt, das neue Erwachsenenschutzgesetz, das Menschen mit Behinderung zu mehr Autonomie hätte verhelfen sollen, wurde aus «Geldmangel» um Jahre vertagt, das revidierte Arbeitslosengesetz sieht eine Abschaffung der Notstandshilfe vor, und immer wieder gibt es Attacken auf kritische Journalisten. Die Liste wäre noch länger.

Schon unter «Schwarz-Blau I» wurde vielen Frauenprojekten die Förderung durch das Frauenministerium gestrichen. Dessen aktuelle Chefin ist Juliane Bogner-Strauss, Biochemikerin und Molekularbiologin – und Mitglied der ÖVP. Unter «Schwarz-Blau II» wurde nun die nächste Kürzungswelle lanciert. Viele Frauenorganisationen und -Projekte sind davon betroffen, darunter auch das feministische Magazin «an.schläge», die österreichische, bessere «Emma». Das Magazin hat dieses Jahr seinen 35. Geburtstag gefeiert und ist die einzige feministische Publikation im deutschsprachigen Raum, die achtmal pro Jahr erscheint und so das Weltgeschehen aktuell aus einer feministischen Perspektive analysieren kann.

Die Kürzungswelle habe «wie erwartet auch die an.schläge getroffen», teilen die Redakteurinnen im August mit. «23'000 Euro, die bisher jährlich vom Frauenministerium als Förderung an das Magazin überwiesen wurden, wurden durch Ministerin Juliane Bogner-Strauss zur Gänze gestrichen. Die Förderabsage wurde erst Ende Juli zugestellt.» Das ist ein herber Schlag angesichts der ohnehin prekären Situation im feministisch-progressiven Medienbusiness. Gut, dass die Frauen in weiser Voraussicht eine Abokampagne gestartet haben und so zumindest den Betrieb bis Ende 2018 sichern konnten.

Lea Susemichel ist eine der leitenden Redakteurinnen der «an.schläge» und definitiv keine Neuauflage von Alice Schwarzer, auch wenn bestimmte Themen immer noch dieselben sind: Abtreibungsrecht, Gewalt gegen Frauen, Pay Gap, Care-Arbeit. Doch es gibt auch neue Themenfelder, zum Beispiel die Debatte über Sexismus und Rassismus, die sich spätestens

nach der Kölner Silvesternacht lautstark entspannen hat.

Schwarzers Positionen dazu sind, gelinde gesagt, untauglich für einen zeitgenössischen Feminismus. Susemichel argumentiert differenzierter: Wo es um den Islam geht, seien feministische Argumente plötzlich opportun, sagt sie zu igkultur.at. Die Feministinnen möchten «migrantische Gewalt nicht verharmlosen». Sie hätten nur gerne eine differenzierte Debatte geführt. Dazu bedürfe es allerdings einer Gesprächsbasis, in der Menschen spezifischer Herkunft oder Religion nicht pauschal abgeurteilt werden, sondern konkrete Probleme wie Gewalt im sozialen Nahbereich thematisiert werden können.

Zur politischen Lage in Österreich sagt sie: «Um es mal ganz salopp zu sagen, war Österreich schon immer ein sehr rechtes Land. Der mediale Diskurs wird in Österreich sehr stark vom Boulevard bestimmt, da gab es noch keine signifikanten Änderungen.» Am 13. Dezember ist Lea Susemichel im Spielboden zu Gast und spricht über die Situation des Feminismus und der «an.schläge» im rechten Österreich. (co)

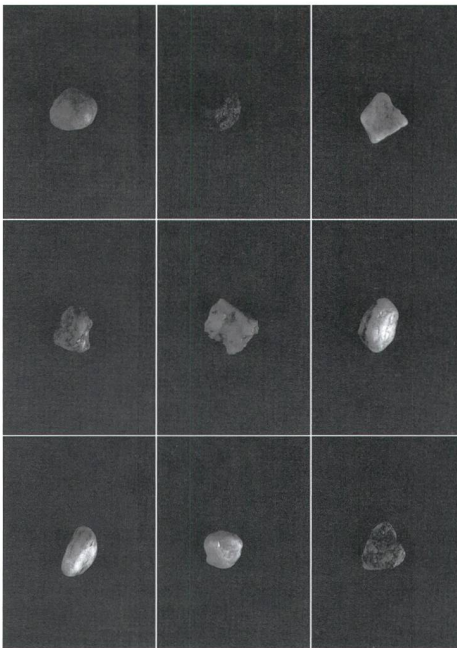
«Neue Spielräume: Feminismus gibts nicht in Schwarz-Blau!» Gespräch mit Lea Susemichel:

13. Dezember, 19:30 Uhr, Spielboden Dornbirn

spielboden.at, anschlaege.at

Kunstbuch

Kellers Kiesel



Etwa 4500 Kieselsteine sollen es sein, durchnummeriert, aber die Nummerierung fängt nicht bei Null an, und nachzählen wäre ein hartes Stück Arbeit. Umso mehr Respekt hat man vor der Mühe, die sich Daniel V. Keller gemacht hat: Jedes der Steinchen hat er einzeln fotografiert. Jetzt liegen sie vor einem, säuberlich jeweils zu neunt auf einer Seite, stattlich vergrößert und keiner gleich wie der andere. Und sind aus Kiesel- zu Edelsteinen geworden. Je länger man hinschaut, desto charakteristischer und unverwechselbarer wird das einzelne Objekt. Geringschätzung kippt in Bewunderung.

Die Steine füllen hunderte von Seiten im neusten Buch der «Facetten»-Reihe, das dem Thurgauer Künstler gewidmet ist: David V. Keller, Jahrgang 1987, ausgebildet in Amsterdam und tätig in London und Zürich. Durchbrochen wird die Stein-Meditation durch lose eingelegte Folien. Sie zeigen Kellers andere Material-Faszination: Er hat sich am Computer surreale Landschaften konstruiert, düstere Horizonte mit schwebenden Steinen, technoide Einbauten, krude Architekturen, ein fernes Echo auf Salvador Dalis Traumszenarien, ästhetisch und unterschwellig bedrohlich. In Kellers Welt ist es kalt, der Mensch bloss als Abwesender anwesend, als Schöpfer der Gebäude vielleicht. Einmal hängt eine verlorene Hand im Gerüst, ein andermal umgeben Felsen auf Rädern einen menschenleeren Strand, statt dem Meer türmt sich dahinter ein Staudamm auf.

Seinen eigenen Reim auf die Schöpfungsgeschichte macht sich im Begleittext der niederländische Autor Maurits de Bruijn. Er bohrt sich hinunter in den glühenden Bauch und das harte, «massive Herz» der Erde, und lässt von da aus die Erdkruste wachsen, wird selber zum Berg, vom Menschen traktiert, in Blöcke geschnitten,

mit Stollen durchbohrt, zu Kies zermahlen, in Beton und Asphalt verwandelt, zu Häusern hochgezogen – «Berge, von Menschen gemacht». Durch den Text klingen Fortschrittsskepsis und ökologische Bedenken, aber auch das Staunen vor der Wandlungsfähigkeit des Steins.

Kellers Buch, betitelt *For a Fish Tank or a Parking Lot*, ist die 18. Publikation in der Reihe Facetten, welche die Kulturstiftung Thurgau seit 2001 herausgibt. Mit diesem Band erhält sie ein neues Gesicht; statt den bisher meist schmalen Künstlerbroschüren ist ein anderthalb Kilo schweres Buch daraus geworden. Mitherausgeber und Gestalter der Reihe sind neu die Saiten-Grafiker Larissa Kasper, Rosario Florio und Samuel Bänziger mit ihrem Verlag Jungle Books. (Su.)

Daniel V. Keller: *For a Fish Tank or a Parking Lot*, Facetten 18, Kulturstiftung des Kantons Thurgau und Jungle Books 2018, 512 Seiten, Fr. 36.–

Blazing Love

Wieder halten die Weihnachtsmärkte Einzug in den Innenstädten. Der Weg nach Hause von der Arbeit ist dann in vielen Fällen ein indirekter. Sich bei flüssigen Seelenwärmern zu ämüsieren, heisst die Devise. Doch bekanntlich hat man ziemlich bald genug vom Glühgüsel, dem ewigen Rumstehen und dem unsäglichen Gedränge. Nicht zu reden von den klebrigen Händen.

Wir animieren Sie drum an dieser Stelle zum direkten Nachhauseweg oder – wenn Sie es nicht lassen können – zu einem Abstecher in die Bar ihres Vertrauens. Da gibt es wenigstens Bier und Ungesüßtes. Und falls Sie am Ende doch etwas vermissen sollten und sich nicht von der Vorstellung erwärmten Alkohols bei eiskalten Temperaturen befreien können, sei Ihnen ausnahmsweise ein zünftiger «Blazing Love» in gepflegter Atmosphäre erlaubt. Am besten im Bademantel auf dem Stadtbalkon:

In eine kleine Kupferkasserolle giesst man 2 Messglas guten Bourbon-Whisky (z.B. Old Taylor oder Bellows). Dazu gibt man 3 Barlöffel Bienenhonig, 1/2 Messglas Apricot-Brandy, 1/2 Messglass Orangensaft und stellt das Ganze auf ein kleines Feuer. Durch ständiges Rühren löst man den Honig auf; ist dies geschehen und die Flüssigkeit fast auf dem Siedepunkt, so zündet man mit einem Streichholz an und giesst es brennend in ein vorgewärmtes starkes Grogglas. (Wer die Englein im Himmel pfeifen hören will, der genieße diesen «Liebestrank» nur Löffelweise.)

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

Schraemli-Abend «Harry Christmas»: 7. Dezember, 22 Uhr, Monty Bar St.Gallen

Kubiks Kulturkuchenrezepte

Klassischer Konzeptkunstwürfel

Hier wird nur eine Zutat verwendet. Welche ist egal, aber es ist wichtig, sie so zuzubereiten, dass sie bei Zimmertemperatur fest ist. Mit quadratischer Chromstahlgussform zum Würfel formen. Am Ende alle Flächen und Kanten mithilfe von Geodreieck und Wasserwaage ausrichten und glattstreichen. Hält bei kühler Lagerung ewig, kann aber mit der Zeit den Geschmack verlieren.

Progressive Tanzroulade

Verschiedene Mahlgrade eines koffeinhaltigen Pulvers auf der Höchststufe mit expressiven Aromen mixen und kühl stellen. Boden aus hochwertigem Mehl und langjähriger Erfahrung vorbereiten. Die kühlgestellte Masse kurz erhitzen, über den Boden giessen und so schnell und geschmeidig wie möglich zusammenrollen. Erneut kühlstellen. Mit Rahm oder Subtext konsumieren.

Solides Journalismus-Diplomat

Ein zeitlos oder aktuell relevantes Thema in gleichmässige Tranchen schneiden und damit den Boden des Diplomatbechers auslegen. Faire Eier (oder eine vegane Alternative), Zucker, Butter und eine Prise Salz zu einer gleichermassen massiven wie luftigen Crème rühren und auffüllen. Am Schluss mit je nach Jahreszeit – oder Verfügbarkeit – einer Kirsche, Beere oder persönlichen Anekdote dekorieren.

Spektakelschnitte

Schichtenweise Fett und Zuckerguss übereinander lagern. Mit Lebensmittelfarbe nach Belieben kolorieren. Mehrseitig beleuchtet in ein grosses Schaufenster stellen und viele Gerüchte darüber streuen, ev. Bus und Radiowerbung schalten.

Autorenfilm-Muffins

An einem nebligen Novembertag in ein entlegenes Bergdorf fahren und auf der Fahrt lange schweigen. Fallobst sammeln und währenddessen mit den Dorfbewohnern ins Gespräch kommen. Zusammen ein grosses Feuer im Wald entfachen und die Äpfel an Stöcke gesteckt braten, bis sie muffinförmig sind.

Moderne Theaterquiche

Persönliche, politische, gewagte, sperrige, zeitgeistige, morbide, sexualisierte, abstrakte, subtile, dekorative, verwegene, poetische und populistische Aspekte gegenseitig unterheben. So lange bei 220° Umluft backen, bis sich eine stabilisierende Kruste bildet. Nach Belieben crossmedial glasieren.

Technocake

Ein Gemüse der Wahl (je kompakter desto besser) mit grober Raspel in gleichmässige Stücke raspeln. In Öl anbraten und in regelmässigem Takt wenden. Gelegentlich mit verschiedenen Tempi oder Effekten würzen.

Weltbestseller-Torte

Die ganze Umgebung, bei genügend Zeit und Mitteln die ganze Welt auf brauchbare Zutaten prüfen. Alles gründlich waschen, auslegen und sortieren. Formale oder Inhaltliche Verbindungen erkennen und zu einer Torte aufbauen. Grosse Gefühle einstreuen und undurchsichtiges Fugenmaterial zwischen die einzelnen Ebenen streichen. Am Ende mit Rahm, Glanzlichtern, Dosenkirschen und Zitaten berühmter Konsumenten schmücken.

Transdisziplinäre Windbeutel mit flüssigem Kern

An einem grossen virtuosen Buffet entlanggehen und von allem etwas einsammeln. Damit nach Hause gehen und etwas komplett Indifferentes herstellen. Langsam von innen her aufschmelzen.

Subkultur-Scheiterhaufen

Alles Verbleibende auswälzen und gefriertrocknen. Aus dem so gewonnenen Recycling-Esspapier etwas Neues bauen.

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Die sperrige Kunst

Im Aargauer Kunsthaus wird Ende Jahr stets der Fokus auf das regionale Kunstschaffen gerichtet. Gast der «Auswahl 2018» ist Simone Holliger aus Lenzburg, wohnhaft in Genf. Sie zeigt eine neue, sperrig-heterogene Skulpturengruppe aus Papier. Ihre Arbeiten umspielen die Grenzen zwischen Zeichnung und Objekt.

Auswahl 2018: Simone Holliger
Bis 6. Januar, Aargauer Kunsthaus, Aarau
aargauerkunsthaus.ch

Programmzeitung
Kultur mit Karin Bausli



Die diebischen Teenager

Zur Weihnachtszeit adaptiert Regisseurin Daniela Kranz den Jugendbuchklassiker «Herr der Diebe» von Cornelia Funke für die Theaterbühne. Neben Schauspiel-Profis agieren Teenager, begleitet von einer Musikband. Eine packende Geschichte, die in Irrungen, Wirrungen und Zauberwelten führt, die von Freundschaft, Vertrauen und Vertrauensbruch handelt.

Herr der Diebe
bis 8. Januar, Kleine Bühne,
Theater Basel
theater-basel.ch

BKA
BERNER KULTURMAGAZIN



Die tierische Sicht

Es muss nicht immer «Aschenputtel» oder «Der gestiefelte Kater sein»: Das Autorenduo Ariane von Graffenried (Bild) und Martin Bieri tischt im Berner Stadttheater ein frisches Weihnachtsmärchen auf. Sie erzählen Cervantes Roman «Don Quijote» aus der Sicht der Tiere neu. Das Stück eignet sich für Kinder ab 6 Jahren, es inszeniert die junge Regisseurin Sophia Bodamer.

Donkey der Schotte und das Pferd, das sich Rosi nannte
7. Dezember (Premiere) bis
26. Januar, Stadttheater Bern
konzerttheaterbern.ch

041
Das Kulturmagazin



Die wilden Achtziger

The Chorus, das ist eine gmögige Gruppe aus freigestrigen Mittvierzigern. Geleitet wird er von der Sängerin Anet Zemp, und für ihre Schweiz-Tournee reist The Chorus zurück in die wilden 80er-Jahre. Kraftwerk, Yello, Prince... alle werden sie gecovered, in Arrangements aus Zemps Feder. Die Band? Dreimal raten: Die Synthies kommen!

Freie Sicht aufs Mittelmeer
15. Dezember, 21 Uhr,
Neubad Luzern
neubad.org

KuL



Das reflektierte Ländle

Seit Mitte November ist die Sonderausstellung «Reflexionen auf Liechtenstein» von Hugo Marxer im Liechtensteinischen Landesmuseum zu sehen. Es sind die historischen Begebenheiten, die Geschichte, die Topografie des Landes und archäologische Funde, die den Künstler reflektieren lassen. Die Ausstellung ist folglich eine Spiegelung der Geschichte Liechtensteins, von der frühesten Vorzeit bis zum Jetzt.

Reflexionen auf Liechtenstein
Bis 6. Januar, Liechtensteinisches Landesmuseum, Vaduz
landesmuseum.li

Coucou



Der schwedische Advent

Wenngleich nicht im hiesigen Brauchtum verankert, schwappt die Faszination des Luciafests schon mal aus Europas Norden in unsere Gefilde über und erfreut auch so manches Schweizer Dezembergemüt. Schön, dass das Musikkollegium das schwedische Fest zelebriert und dafür Opersängerin Malin Hartelius, authentischerweise aus Schweden stammend, als Lichterkönigin eingeladen hat.

Luciafest
13. Dezember, 19:30 Uhr, Stadthaus
Winterthur
musikkollegium.ch

AUSGEHEN



Das expressive Leben

Mit dem St.Galler Ignaz Epper und dem Solothurner Otto Morach rückt das Kunstmuseum Olten zwei Hauptvertreter des Schweizer Expressionismus in den Fokus, deren Schaffen bisher nie in einer direkten Gegenüberstellung gezeigt worden ist. Parallel dazu wird das Plakat-schaffen von Otto Morach im Überblick gezeigt. Dieses setzt um 1918/19 ein und bescherte dem Künstler dank seiner innovativen Ausdrucksweise internationale Anerkennung.

Aufbruchsstimmung und Zukunftsangst vor 100 Jahren
1. Dezember (Vernissage) bis
17. Februar, Kunstmuseum Olten
kunstmuseumolten.ch

ZUGKultur



Der letzte Angriff

Nach sechs Jahren zieht das Zentralschweizer Metal-Label Monthly Assault die Reissleine, aber nicht ohne Knall: Der Abgang wird mit einem eintägigen Festival und zwölf Bands aus aller Welt gefeiert. Deren Namen machen schon mal klar, um was es da geht: Devourment (USA), Ingested (UK), Wormed (E), Extermination Dismemberment (BY) oder Korpse (NL). Letzte Chance für einen Besuch in der musikalischen «Hauptstadt der Brutalität»!

Monthly Assault Farewell Show
15. Dezember, ab 15 Uhr,
Galvanik Zug
monthlyassault.ch, galvanik-zug.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org